

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Waldvogel. Eine Protections-Geschichte. Von Helene v. Gögendorff-Grabowski. — Unbelauscht. Nach dem Gemälde von F. Kraus. — Auf Helgoland. Studien von G. Hermstein. (Fortsetzung, mit Abbildung.) — Gute Nacht. Nach dem Gemälde von Prof. Rud. Jordan. — Unsere heimischen Kunstgewerbe (mit Abbildungen). — Unsere Illustrationen. — Notizen zu Handarbeiten (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Schach. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 31. — Rebus. — Auflösungen des Diamant-Räthsels, der zweifelhigen Charade, des Rebus und der Damenspiel-Aufgabe Nr. 1 Seite 208. — Metamorphosen. — Correspondenz.

Waldvogel.*

Eine Protections-Geschichte.
Von Helene v. Gögendorff-Grabowski.

I.

Herr von Bärenstein war ein bekannter „Kunstmäcen.“ Alle nur einigermaßen bedeutenden Künstler verkehrten in seinem Salon, oder waren doch durch Porträts und Kunstproben darin vertreten. Wenn man zu Bärenstein von einer neu emportauchenden Größe sprach, liebte er es, sagen zu können: „Nicht ganz so neu, als Sie glauben, Verehrtester! Ich kenne den Mann seit geraumer Zeit und hatte schon mein Augenmerk auf seine Arbeiten gerichtet, bevor die Presse ihr kritisches Glockengeläut ertönen ließ. . . Sie können das vielversprechende, junge Talent übrigens nächsten Donnerstag bei mir finden.“ Oder: „Der junge Schriftsteller, von dem Sie reden, war von mir bereits „entdeckt,“ bevor er noch an die Öffentlichkeit trat; er las uns sein erstes Schauspiel im Manuscript vor, erinnere Dich, liebe Zenobia?“ Die „liebe Zenobia“ erinnerte sich, daß der fragliche, junge Mann einen überaus schlecht sitzenden Rock getragen und miserabel gelesen habe, zu welcher Parentese Bärenstein selbstgefällig schmunzelte. „Um, ja! Ich kann wol sagen, ich habe ihn äußerlich und innerlich „geschliffen.“ Nunmehr erkennt Jeder die echte Perle heraus! Ohne verständnißvolle Protection ist eben heutzutage nichts mehr zu machen in der Welt.“

Eines Tages geschah es, daß dem Herrn von
* Nachdruck nicht gestattet.

Bärenstein unter der Masse von Büchern und Zeitschriften, welche ihm sein Buchhändler allwöchentlich zu senden pflegte, ein schlankes, grün gebundenes Büchlein in die Hände gerieth: „Haidekraut. Skizzen und Lieder von Waldvogel.“ Der Buchhändler hatte mehrere Zeitungsausschnitte beige-

fügt, welche glänzende Kritiken des Werckens enthielten und dem Anonymus eine große Zukunft weissagten. Bärenstein überflog die mit dem Blaustift markirten Stellen — das war so gut, als ob er das Büchlein selbst gelesen.
„Liebe Zenobia.“

„Du wünschst, Samuel?“

„Hier ist ein Buch, welches Hufland unsrer besondern Beachtung empfiehlt. Hörtest Du bereits von Waldvogel?“

„Allerdings,“ erwiderte die liebe Zenobia in ihrer gelassenen Art, „durch Marcia. Unsere Tochter erzählte von diesem „Haidekraut“; die Mädchen lasen es im Kränzchen. Anna Lillie besitzt Buch und Bild des jungen Autors und singt auch seinen jüngst von Ludwig Brenner componirten „Haide- traum.“

„Jawol — und Commerzienrath Lillie denkt Dir dieses Mal zuvorkommen, Papa, indem er Herrn Waldvogel für seine in acht Tagen stattfindende Soirée zu gewinnen hofft“ — fügte die eben eintretende Marcia lebhaft hinzu. — „Anna Lillie sagte es mir gestern. Lillies haben nämlich ganz zufällig und höchst poetisch die Bekanntschaft des Dichters gemacht — im Forsthaus von Lindendorf, wo er so ziemlich jede Freistunde zubringen soll.“

In das wohlwollende, glattrasirte Antlitz des Herrn von Bärenstein war die Röthe der Erregung gestiegen.

„Sieh, sieh! Fein eingefädelt, Freund Lillie!“ sagte er mit einem kurzen, sarkastischen Auf-lachen. „Aber wir sind auch noch da! . . Kannst Du Dich erinnern, daß mir Lillie jemals nach irgend einer Richtung hin zuvorgekommen wäre, liebe Zenobia?“

„Nein, lieber Samuel. Meines Wissens niemals.“



Unbelauscht. Nach dem Gemälde von F. Kraus.

„Eh bien! Er wird es auch in Zukunft nicht erreichen... Warum sollten wir übrigens nicht auch einmal, bei diesem schönen Frühlingswetter, nach Lindendorf fahren und ein ländliches Mittagmahl unter grünen Bäumen einnehmen? Warum nicht zum Beispiel am übermorgenden Sonntage? Wüßtet Ihr mir einen Grund dagegen anzuführen?“

„Nein, lieber Samuel.“

„Durchaus keinen, Papa!“

„Gut. So bleibt es dabei. Das Uebrige ist meine Sache.“

„Schön, lieber Samuel.“

„Prächtig, Papa!“

Die graue Seidenrobe rauschte majestätisch von dannen und das rosa Mouffelinwöllchen folgte ihr. Gleich darauf klangen im Nebenzimmer einige gedämpfte Mollaccorde an und Fräulein Marcia begann mit ein wenig dünner aber wollautender Sopranstimme den „Haidetraum“ zu singen. Als sie bis zum Schlußverse gekommen war, der recht eigentlich die Pointe des melancholischen Liedes enthielt:

„Trost gibt es wol jedem Schmerz,
Und Heilung jeder Wund —
Doch ein gebrochenes Herz
Wird nimmermehr gesund!“

tönte Papa's Schnarchen sehr unharmisch dazwischen; es wäre aber schade gewesen, ihn zu wecken, denn er träumte so schön. Wovon, das verrieth sein Lächeln und die sprechende Geste, welche in Worte übersezt ungefähr lautete: „Meine Herrschaften, ich habe die Ehre, Ihnen den in jüngster Zeit so vielgenannten, zu den kühnsten Erwartungen berechtigenden jungen Schriftsteller Herrn Waldvogel vorzustellen!“

II.

Die Försterei Lindendorf lag wunderschön in ihrer Sonntagsruhe da, als der elegante Landauer der Bärensteins heranrollte und unweit der prächtigen Ahornallee, die schnurgerade auf das Forsthaus zuführte, stillhielt.

„Wie poetisch!“ sagte Fräulein Marcia, leicht wie eine Feder vom Trittbrett herabhüpfend.

Die liebe Zenobia folgte bedächtiger, in Rücksicht auf Toilette und Frisur. „Wenn wir nur etwas Gescheitdes zu essen bekommen,“ sagte sie, „die Lust hat mich hungrig gemacht und es ist Mittagszeit. Was meinst Du, lieber Samuel?“

„Daß wir gut thun, unsere Ansprüche herabzustimmen und mit dem Gebotenen zufrieden zu sein, — vorausgesetzt, daß man uns nebenher den gesuchten Waldvogel servirt,“ erwiderte Papa Bärenstein gutgelaunt.

„Pfui, Papa, das ist ein Carabén-Scherz!“ schalt Marcia, gleich darauf hinzusetzend: „Ich glaube, dort kommt die Försterin, laßt uns ihr entgegengehen.“

Die Försterin, eine hübsche, frische Bierzigerin mit gewinnenden Manieren, kam den Wünschen der Familie von Bärenstein bereitwillig entgegen, da Lindendorf, als ein von der Stadt leicht zu erreichender Vergnügungsort, nicht selten das Ziel städtischer Sommerfrischler war. Der ländliche Speisezettler befriedigte selbst die Ansprüche der gnädigen Frau, und so folgte man der Aufforderung der Försterin, „sich in der guten Stube ein wenig abzukühlen.“

Wie kehrgerlich „aufgeräumt“ sah es in derselben aus! Da lag kein Buch, kein Zeitungsblatt, keine welke Blume, nicht einmal ein Stäubchen, woran sich Auge und Geist hätten anklammern können!... Was Wunder, daß Herr und Frau von Bärenstein bald einschlummerten auf dem steifen, weißbezogenen Canapee! Langeweile und Mittagshize thaten das Ihrige dazu.

Fräulein Marcia ward durch ihre zwanzig Jahre vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt. Sie öffnete, da ihr die Luft im Zimmer sehr dumpfig erschien, das Fenster und setzte sich auf den Sims desselben, um mit offenen Augen zu träumen, wie es der Jugend, und vornehmlich der weiblichen, eigen ist; aber man sprach irgendwo in der Nähe, das störte Marcia; sie unterschied eine männliche und eine weibliche Stimme, — ihre Neugier erwachte. Vorsichtig neigte sie das dunkle Köpfchen zum Fenster hinaus und entdeckte auch sofort die Sprechenden. Sie saßen in der nahen, kleinen, von Lindenweigen gebildeten Laube; der Mann hielt ein Buch in der Hand, aus welchem er vorgelesen zu haben schien, das Mädchen saß ein wenig zurückgelehnt und blickte gedankenvoll zu ihm empor; sie trug ein gewöhnliches, blaues Leinwandkleid und eine große, nahezu die ganze, noch halb kindliche Figur einhüllende Schürze, mußte also ins Forsthaus gehören, was die neben ihr auf der hölzernen Bank stehende, halb mit geschälten Äpfeln gefüllte Thonschüssel vollends bestätigte.

„Die Försterstochter, ohne Zweifel! Und noch dazu wie aus einer Götter'schen Idylle geschritten, mit ihren blonden Zöpfen und Taubenaugen!“ sagte Fräulein Marcia zu sich selbst. „Und dieser schlante Mann in dem schlecht sitzenden Sommerrode von undefinirbarer Farbe — wer könnte es anders sein, als der lorbeergetränkte Poet Waldvogel! Da

haben wir die Idylle — und wenn ich jetzt Herr Götter oder Frau Henriette Hanke wäre — o weh! Mein Armhand!“

Durch eine kleine, nervöse Handbewegung der monologirenden Dame war der lose sitzende Armring herabgeglitten und sank nun mit leisem, melodischen Klirren außerhalb des Fensters ins Gras nieder. Der junge Mann in der Laube hatte die glänzende Schlange durch die Luft gleiten und fallen sehen, schnell und gewandt sprang er herzu und hob sie aus dem Grase auf, mit überraschtem Lächeln zu Marcia emporschauend. „Ich hielt es anfangs für etwas Unwirkliches, für einen Mittagsspuk...“, sagte er träumerisch.

„Und möchten es nun beinahe bedauern, daß wir — mein Armhand und ich — nüchterne Realität sind! O, mein Herr, an dieser Aeußerung erkenne ich Sie! Jeder — Waldvogel verräth sich durch seinen Sang!“

Er lachte fröhlich auf. „Zum Glück nur sangestündigen Ohren!“ erwiderte er. „Und die Vogelsteller, welche wir Waldvögel einzig zu fürchten haben, pflegen auch nicht in weißen Kleidern und langen Locken einherzugehen. Da droht mir also wol heute keine Gefahr!“

Marcia lächelte, mit innerlicher Belustigung constatirend, daß er unter ihrem schalkhaften Blicke befangen ward wie ein Schulknabe.

„Er erröthet noch — trotz seines Lorbeerkränzes!“ sagte sie zu sich selbst; „übrigens hat er ein rein griechisches Profil und sähe, ohne diese spinatgrüne Sackjacke, wie ein Apollo aus! Nun, wir disputiren ihm wol noch beides ab — das Rothwerden und den Hausrirerkittel.“

Laut sagte sie: „Die Vogelsteller, mein Herr, gehen in mancherlei Gestalt umher, gleichwie der Teufel, wenn er seinem höllischen Reiche entsteigt, um ahnungslose Menschenkinder in Versuchung zu führen!... Wenn das Fräulein dort in der Laube nichts dagegen einzuwenden hat, daß Sie mir noch einige Augenblicke schenken, so werde ich gleich herauskommen und Ihnen die Wahrheit meiner Behauptung (Respect vor meinem Latein!): ante oculos demonstriren.“

Fräulein Marcia flatterte vom Fenster zum Sopha hin und zupfte den schlummernden Kunstmächen an seinem dicken Ohrläppchen.

„Wach' auf, Papa! ich habe etwas für Dich „erjagt“, während Du thatenlos hinträumtest,“ sagte sie halbblau; „einen kostbaren Vogel, Du weißt schon!“

Willig ließ sich der schnell Ermüdete von der glücklichen Jägerin in den Garten führen, bis zu der Stelle, wo Waldvogel gehorsam stehen geblieben war.

„Sehen Sie, mein Herr,“ sagte Marcia, ihre Hand leicht auf den Arm Bärenstein's legend, „dieser jovial lächelnde, harmlos blickende Gentleman in zutrauenerweckendem Civil ist auch ein Vogelsteller! Und einer von der gefährlichsten Art, da ihm die „besondern Kennzeichen“ fehlen. Er hat es — um ganz ehrlich zu sein — heute lediglich auf Sie abgesehen!“

„Das heißt, Sie haben es mir eben mit Ihrem „Haidetraum“ so vollständig angethan, Herr —?“

„Ich heiße im gewöhnlichen Leben Johannes Frei.“

„Herr Frei, daß ich ein wahres Bedürfniß danach empfand, Ihnen einmal ins Antlitz zu schauen und auf gut Deutsch die Hand zu drücken!“ ergänzte der zum Vogelsteller Gesteempelte verbindlich corrigirend. „Mein Name ist von Bärenstein.“

Der junge Mann verneigte sich mit hübschem Anstande. „Sie sind sehr gütig!“ entgegnete er. „Ich sollte füglich dergleichen freundliche Annäherungen durch dankbarstes Entgegenkommen erwidern, aber mir kommt allemal in solchem Fall Heine's treffendes Wort in den Sinn: „Die Schriftsteller sind wie die Johanneswürmchen, in der Ferne leuchten sie, und nahe gesehen sind sie armselige, graue Käfer.“ Sollte es nicht rathfamer für Publicum wie für Autoren sein, wenn ersteres sich mit dem Anblick des Leuchtens begnügt, ohne ihm nachzugehen?“

Ein heiteres Lachen Marcia's schnitt die Antwort des Herrn von Bärenstein ab. „Thorheit!“ rief sie. „Es steht im Belieben „des Käfers“, ob er zeitlebens ein grauer bleiben und im Schatten dahinkriechen oder sich in einen goldenen wandeln und zum Licht emporstreben will! Der Autor vor Allem bedarf des Lichtes der Anerkennung, des Verstandens und kann dasselbe nur im Verkehr mit der Welt, nicht außerhalb derselben finden.“

„Im Verkehr mit der Welt, ja, aber nicht innerhalb der Gesellschaft.“

Das glockenhelle Lachen ertönte wieder. „So denken Sie nur, so lange Sie in diesem garstigen, unkleidsamen Rode stecken, Herr Frei, der allerdings einen „grauen Käfer“ aus Ihnen macht. Der äußeren Metamorphose folgt auch die innere. Wollen Sie es nicht einmal probiren?“

Er war sich klar bewußt, daß sie weder logisch noch wahr sprach, aber sie hielt ihre kleine Rede mit einer so allerliebsten weisen Miene, sie sah in ihrem weißen Kleide, im grünen Dämmer der alten Ahornallee, wunderbar anziehend aus, mit den heißrothen, pikant gekräuselten Lippen und me-

tallisch funkelnden Augen. „Was soll ich probiren?“ fragte er wie im Traume.

„Wie die „Gesellschaft“ sich in der Nähe ausnimmt und ob sie nicht auch wahre Freudenstunden, werthvolle Anregungen, echte Genüsse zu geben vermag.“

„Dazu kann Ihnen am Mittwoch Gelegenheit werden, Herr Frei,“ fügte Bärenstein wohlwollend hinzu. Es versammelt sich da, ganz sans gene, eine kleine Anzahl ich darf wol sagen bedeutender Menschen bei mir — ganz sans gene, wie bemerkt.“

„Sehr gütig, Herr von Bärenstein, ich glaube aber dennoch danken zu müssen. Herr Commerzienrath Lile, den ich neulich durch Zufall hier in Lindendorf kennen lernte, empfängt Donnerstag und ich lehnte seine Einladung ab. Dergleichen Zerstreungen passen vorläufig nicht in meinen Lebensplan. Ich muß angestrengt studiren, ernsthaft streben, um vorwärts zu kommen, darf besonders jetzt, wo Fortuna mir zuzulächeln scheint, keine Pausen eintreten lassen; mein Ziel ist noch fern, mein Weg lang und beschwerlich.“

„Wenn Sie ihn mit Muschelhut und Pilgerstab zurücklegen wollen, allerdings!“ fiel Marcia lebhaft ein. „Einige Meilen per Dampf oder im bequemen Wagen zurückgelegt, bringen Sie dem Ziel gleich um ein Bedeutendes näher, und Sie müssen solche Hilfen in Anspruch nehmen, denn in unsern Tagen heißt es: „Zeit verloren, Alles verloren!“ In diesem Augenblick rauschte Frau Zenobia mit noch schlummerrothem Gesicht und dem Abdruck irgend eines geheimnißvollen Häkelmusters auf der linken Wange heran und versicherte Herrn Frei nach der Vorstellung, daß ihr die Waldluft von Lindendorf vortrefflich zusage; hierauf trennte sich, da die Frau Försterin an einem der ländlichen Holzstische vor dem Hause das Mittagmahl für ihre städtischen Gäste servirt hatte, der Haidetraum-Autor von seinen neuen Freunden, wenn auch nicht, ohne versprochen zu haben, Abends gemeinschaftlich mit ihnen, im Bärenstein'schen Landauer, zur Stadt zurückkehren zu wollen.

Die Fahrt bei Mondschein war dann auch wirklich sehr schön; es hatte wol sein Ungenehmes, so ohne jede körperliche Anstrengung vorwärts zu kommen und, träumerisch in die weichen Kissen zurückgelehnt, einer hellen Mädchenstimme lauschen oder dem Spiel brillantengeschmückter, gleich weißen Schmetterlingen aus dem abendlichen Zwiellicht empor-tauchender Hände zuschauen zu dürfen.

Der Zauber des Ungewohnten berauschte den Poeten wie der Genuß des traumpendenden Haschisch; ein erhöhter Glanz trat in seine Augen, lebhaftes Röthe auf die luftgebräunten Wangen; er gab sich freier, mittheilsamer als am Tage und bald waren die Bärensteins ganz zu Hause in dem Leben des jungen Mannes, welches zur Zeit noch — die letzten, durch den Märchenglanz eines ersten, großen Erfolges verklärten Monde abgerechnet — einem Buche voll leerer, weißer Blätter glich. Aber wie viel Schönes, Großes, Wunderbares hoffte er, der so schaffensfreudig und voll Jugendkraft vor dem verschleierte Bilde der Zukunft stand, in dasselbe einzutragen!... Die Bärensteins waren, mochten sie denken, was sie wollten, zu klug, um sein Feuer durch nüchterne Zwischenbemerkungen herabzustimmen; erst als einmal eine längere Pause Gelegenheit zur Rückkehr ins Land des Realismus bot, schob Marcia eine Frage über das blonde Mädchen im blauen Kleide ein, und Johannes Frei erwiderte träumerisch: „Das ist Käthchen!“ als sei damit Alles gesagt. „Aber es gibt nicht nur ein Käthchen in der Welt, wenigstens für uns nicht nur eines!“

„Ja so... ich vergaß —“ und so erfuhren sie denn, daß das Mädchen eine entfernte Verwandte des Försters von Lindendorf, zugleich die Tochter des Pfarrers sei, in dessen Hause Johannes Frei nach dem Tode seiner Eltern aufgenommen und erzogen worden. Der Pfarrer war nun auch schon lange dahingegangen und Käthchen gleich dem Jugendfreund eine Waise.

„Was lasen Sie ihr denn heute vor in der Lindenlaube, Herr Frei?“ fragte Marcia neugierig.

„Goethe's Tasso. Ihre Erziehung befähigt sie dazu, mir überall hin zu folgen, wo ich sie haben will und ihre frische, originelle Auffassungsart, ihre reine Freude am Schönen wirkt immer aufs Neue belebend und anregend auf mich.“

Marcia schwieg; sie saß gedankenvoll da, die weißen Hände lässig im Schoße gefaltet; Johannes Frei sah die goldene Schlange, welche ihre Bekanntschaft vermittelt, durchs Dunkel glitzern. Auch er blieb schweigsam, bis man in die Stadt einfuhr und Herr von Bärenstein darauf bestand, ihn vor seiner Wohnung abzusetzen. Dort angelangt, versprach der Dichter auf erneutes Drängen, am Mittwoch in der Villa Bärenstein erscheinen zu wollen, und danach rollte das Familien-Kleeblatt, sehr zufrieden mit der Ausbeute der „Sonntagsjagd,“ von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Helgoland.

Studien von G. Hermstein.

(Fortsetzung.)

Der Strand bot den Augen der jungen Frau einen wilden, imposanten Anblick. Ueber die Landungsbrücke hinweg tanzten die übermüthigen Wogen, leckten an den Gelandern in die Höhe und sprühten den weißen Gischt meterhoch in die Luft. War es doch die Stunde der Hochfluth, da ließen sie sich ihr Recht nicht verkürzen, drangen weit in den Strand vor und hoben und rückten so bedenklich an den Booten, daß die Fischer sich genöthigt sahen, dieselben tiefer in das Land zu ziehen.

Ihre großen wetterharten Gestalten in den weiten Theerjacken paßten so recht eigentlich als Staffage in das Bild, — Frau Malwine glaubte ein lebendig gewordenes Seestück von Andreas Achenbach vor sich zu haben und merkte in ihrer Bewunderung nicht, wie schon, seitdem sie am Strandpavillon vorübergeschritten, Regierungsrath Werderbrook ihr gefolgt war und nun seit mehreren Minuten in ihrer Nähe stand und sie beobachtete.

„Das ist wol ein Bild nach Ihrem Herzen, gnädige Frau?“ sprach er endlich.

Ohne über seine plötzliche Anwesenheit erschreckt oder auch nur erstaunt zu sein, nickte sie mit dem Kopfe.

„Nach Ihrem nicht?“ gegenfragte sie ruhig.

„Nun, so so. Als gemalte Seestudie oder vom Fenster aus gesehen würde ich es vielleicht für prachtvoll erklären, indessen so aus der Nähe betrachtet finde ich es etwas stürmisch und näßlich. Und Sie sind gewiß gestern und vorgestern derselben Meinung gewesen, gnädige Frau, — oder weshalb sonst haben Sie Ihr Zimmer nicht verlassen?“

„Sie meinen: weshalb ich nicht ins Unterland gekommen bin?“ fragte sie, innerlich nicht ganz so harmlos, als sie sich anstellte, denn seine unverfroren eingestandene Spionage reizte und ärgerte sie: „Erna ist zu zart, als daß ich sie bei solchem Wetter ausgehen lassen dürfte, und so leistete ich ihr Gesellschaft.“

„Und heute?“ erkundigte er sich interessiert weiter.

Nun konnte sie sich nicht enthalten zu lachen.

„Heute leiste ich ihr eben keine Gesellschaft!“ rief sie in einem Tone, der den Regierungsrath an das Faust'sche Wort:

„Sie ist so sitt- und tugendreich
Und etwas schnippisch auch zugleich“

erinnerte. Faust und Gretchen! der Vergleich paßte hier in keiner Weise, aber Werderbrook dachte, daß er als Faust dem blondköpfigen blaugeäugten demüthigen Gretchen mit der träumerischen Unklarheit der Gefühle dieses brünette, gedankenklare, selbstbewußte junge Weib vorgezogen haben würde.

Laß sie ihm diesen Einfall von der Stirn und mißfiel er ihr? Sie faltete leicht ihre Brauen und wandte den Kopf zur Seite; vielleicht wehte der Sturm ihr um den Felsen des Oberlandes herum zu scharf entgegen, doch ein Mißtrauischer hätte in dieser Geste eine Ablehnung seiner Gesellschaft gefunden. Der Regierungsrath war nicht mißtrauisch, er gehörte zu den Männern, welche nur solche Winke verstehen, die sich mit ihren eigenen Wünschen decken, und er wünschte ein Beisammensein mit Frau Veier, wünschte es aus allen möglichen und noch einem besonderen Grunde: er wollte erfahren, wann sie Helgoland zu verlassen gedente.

Die zwei Tage, wo er sie nicht gesehen, und doch hauptsächlich nur ihre Wege so viele Stunden täglich im Strandpavillon ausgeharrt hatte — Kautschukgruppen und Biergrog waren nur die nöthigen Vorwände gegen Herrn von Löben gewesen, der nichtsdestoweniger doch besser als jeder Andere vermocht hätte: „den Schmerz im Freundesbusen mitzufühlen,“ — jene zwei Tage hatten ihm allmählig die Besürchtung eingeflößt, Frau Veier könne eines Morgens abgereist sein, ohne ihm auch nur eine Silbe des Abschieds gesagt zu haben. So ganz unähnlich wenigstens sah ihr das nicht.

Von ihrer Kopfbewegung nahm er keine andere Notiz, als daß er sagte: „Sie stehen hier dem Winde sehr ausgesetzt, das schadet dem Teint.“

„Bah, der wird sich daheim auf dem Lande schon wieder ausheilen,“ meinte sie.

„Denken Sie denn bereits an die Rückfahrt?“ fragte er, und so viel Mühe er sich auch gab, sein intensives Interesse an ihrer Antwort durch einen gleichgiltig-überraschten Ton zu verbergen, so konnte er doch nicht hindern, daß ihr aus dem forschenden Blicke hinter dem Zwickel hervor mehr entgegenblitzte als nur die höfliche Neugier eines Fremden.

„Wir bleiben höchstens noch bis Freitag auf der Insel,“ meinte sie leichtthin, „Erna hat sich wundervoll erholt, und damit haben wir den Zweck unseres Aufenthalts erreicht.“

Er konnte nichts erwidern, denn eben brauste aufs Neue

ein so vehementer Windstoß um den Felsen, daß Beide Mühe hatten, sich auf dem Platze zu erhalten. Um dem Regierungsrath gegenüber nicht irgendwie in eine kritische Lage zu kommen, ihm in die Arme oder vor die Füße gewirbelt zu werden, ganz abgesehen von sonstigen Launen, die einen neckischen Sturm bei hauslichen Damentoiletten anwandeln können, zog die junge Frau vor, auf die gepflasterte Strandpromenade, und da es auch dort noch unsicher war, näher an die steil aufragende Wand des Oberlandes heranzugehen, welche weiter hinauf unbedingt Schutz gewähren mußte.

Eine Handbewegung hatte Werderbrook gestattet, sie zu begleiten, nun schritten sie neben einander her, dem Winde vorläufig noch entgegen, so daß jede Fortsetzung der Unterhaltung sich von selbst verbot.

„Also noch sechs Tage!“ dachte der Regierungsrath, während er sich mit seiner Dame Schritt für Schritt vorwärts kämpfte, ohne zu wagen, den Vortheil anzudeuten, welchen ein gemeinsames Vordringen Arm in Arm Beiden gewähren würde. „Noch sechs Tage, und die Strandidylle ist ausgespielt! Der Held hat sich brav und tugendhaft aufgeführt wie weiland der edle Ritter aus der Mancha seiner vielgeehrten Dulcinea gegenüber, alles Mögliche, wenn er sich zum Schluß einen



Handkuß erlauben sollte, und diesen wahrscheinlich nicht einmal unter vier Augen! — und die wunderschöne Heldin selbst —“

Hier fing sich der Sturm in Frau Veier's Manteltragen und schlug denselben dem Spötter ins Gesicht, daß es war, als klopfte ihm eine Hand tadelnd den Mund. Er lachte hinter dem undurchsichtigen Schleier und drückte seine Lippen auf den weichen Stoff, der sich noch eben um Frau Malwinens schönen Körper geschmiegt hatte.

Bei alledem regte sich doch in seinem Herzen ein Etwas, das mit seinem leichtfertigen Selbstgespräche im Widerspruche stand, ein gelegentliches blitzschnelles Ausbäumen seiner Seele gegen den Gedanken einer Trennung fürs Leben. „Abschied! ein abscheuliches Wort! Es liegt etwas wie ein Keim zum Tieffinn in diesem Begriffe! Nun, noch haben wir ja sechs Tage vor uns, und hiederer Horaz, Du sollst Dein carpe diem für mich nicht vergebens gesprochen haben!“

Als sie in den Schutzbereich des Felsens traten, und es nun verhältnißmäßig still um sie wurde, blieb Frau Veier stehen, rückte das Tuch, welches ihr der Sturm in den Nacken geweht hatte, wieder zurecht und bemühte sich vergebens, das arg zerzauste Haar darunter mit den Handschuhen glatt zu streichen. Werderbrook lehnte sich an den Zaun des Bades, welcher hier die unmittelbare Aussicht auf das Meer hinderte, und sah ihr bei den hastigen Toilettenversuchen zu.

„Lassen Sie die Frisur nur, wie sie ist, gnädige Frau,“ sprach er, „die raffinierteste Kofetterie hätte Ihr wundervolles Haar nicht vorthheilhaft arrangiren können. So, da kommt die bekannte kleine Falte wieder. Machen Sie daheim auch immer ein böses Gesicht, wenn Ihnen Jemand etwas Angenehmes sagt?“

„Herr Regierungsrath,“ erwiderte sie mit einem Lächeln,

das in ihrem von dem Gange gegen den Sturm gerötheten Antlitze mit den leuchtenden Augen und den frischen Lippen das Gleichgewicht hielt zwischen frauenhafter Würde und jugendlicher Lebhaftigkeit, „— wenn mir zu Hause Jemand etwas Angenehmes sagt, so geschieht es immer in größerer Gesellschaft, und Sie glauben gar nicht, wie ich, die ich Complimente unter vier Augen verabscheue, mir gern vor Anderen schmeicheln lasse.“

„Darf ich mir das merken?“ fragte er lachend, indem er seine bequeme Stellung aufgab.

Sie nickte heiter mit dem Kopfe, indes ihr Blick an ein paar Möwen haftete, die mit ihrem hellen Schrei das Brausen des Meeres und des Sturmes noch überlöteten. Es war ein hübsches Bild, wie die großen Vögel mit ihren weit ausgepannten weißen Fittichen in der Luft taumelten, und der Gedanke, von der Insel und ihrem eigenthümlichen Leben bald nichts mehr zu haben als die Erinnerung, war ihr doch nicht so gleichgiltig, als der Regierungsrath hätte denken sollen.

„Das Meer!“ sagte sie, der rothen Felswand den Rücken kehrend und nach der Landungsbrücke zurückdeutend, über welche gerade wieder eine mächtige Woge rollend dahinzog.

„Man sollte es nie kennen lernen, oder es nie wieder zu verlassen brauchen!“

„Es ist wie mit manchen Menschen,“ meinte der Regierungsrath.

„Wie überhaupt mit Allem, was einen großen und erhebenden Eindruck auf uns macht,“ verallgemeinerte sie seine äußerst persönlich gemeinte Bemerkung, „aber vielleicht ist für die Bildung unseres Herzens und Geistes gerade solcher Abschiedsschmerz recht heilsam.“

„Wie Sie Alles gleich geistig zu verwerthen wissen, gnädige Frau! Nicht ein Gedanke, kein Gefühlchen, dem Sie nicht seine moralische Nützlichkeit nachweisen könnten!“ rief er und rückte ärgerlich an seinem Zwickel, denn ihre ruhige Art und Weise, alle seine Huldigungen als solche zu belächeln oder zu ignoriren, dünkte ihn unerträglich, als wenn sie dieselben schroff abgewiesen hätte.

Sie amüsirte sich über seinen gereizten Ton; klug und welterfahren, wie sie geworden, verstand sie, daß sein Verdruß eher alles andere als eine Beleidigung für sie war. Doch der Psycholog hat Recht, wenn er sagt, daß nichts verfeinerter und kälter ist als jene Weisheit, die das Werk früherer Thränen, früherer Leidenschaften ist, welche in einem einsamen sinnenden Geiste gebildet wird. Frau Malwine überließ sich keiner Illusion über das, was Werderbrook zu ihr hinzog. In der großen Stadt, umgeben von einem Kranze blühender Mädchen, würde sie diesem raffinierten Lebemann nur einen vorübergehenden Eindruck auf seine Sinne, schwerlich einen überhaupt auf seinen Geist gemacht haben, sagte sie sich, und eine Eroberung, die sie nur der Langweile und dem Mangel an Concurrenz zu verdanken hatte, wenn sie ihr auch oberflächlich schmeichelte, als einen Triumph zu genießen, dazu wäre sie von Natur zu stolz, von Erziehung zu verwöhnt gewesen, selbst wenn die Geste unwahr gewesen wäre, womit sie damals im Rahne die kleine Margret verblüfft hatte: daß es innen ausgebrannt sei.

„Ich möchte das, was Sie mir als Vorwurf anrechnen, als Anerkennung auslegen,“ antwortete sie lächelnd auf seinen Sarkastischen Ausruf; „man wird eben praktisch mit den Jahren.“

„Es scheint so, und zu bewundern ist nur die Geschicklichkeit, mit welcher Sie Ihr weißes Haar schwarz gefärbt und die Runzeln in dem Gesicht glatt gestrichen haben, denn Sie sind ja wol achtzig Jahre alt, gnädige Frau?“

„Mindestens,“ erwiderte sie in demselben spöttischen Tone, während ihre klaren glänzenden Augen ihn heiter anstrahlten, „und denken Sie ja nicht, daß ich gleich anderen uralten Matronen die Erfahrungen meines achtzigjährigen Lebens für beipielweise Erna's jugendliche Unbekanntheit mit Welt und Menschen eintauschen möchte.“

„Im Ernst nicht?“ fragte er jetzt plötzlich ernsthaft.

„Nein, im Ernst nicht,“ wiederholte sie. „Das wahre Glück ist der wahre Frieden, und diesen gewinnt man erst, wenn man die Unruhe jugendlicher Thorheit und Leidenschaft abgestreift hat.“

„Ah, da hätten wir ja wieder Ihre berühmte Theorie vom kalten Blute!“

„Ja, Herr Regierungsrath. Aber das meinige ist wirklich kalt genug und bedarf keiner ferneren Abkühlung durch jene schwarzgrauen Wolken. Leben Sie wol, ich rette mich vor dem heraufziehenden Regen.“

Seine Begleitung ablehnend, schritt sie nach einem flüchtigen Gruße an der Felswand entlang auf die große Treppe zu, und Werderbrook blieb an dem Platze zurück, lehnte sich wie vorhin, da sie athemlos und windzerzaust vor ihm gestanden, an den Zaun und starrte ihr nach, bis auch das

letzte Ende ihres wehenden Mantels an der Häuferecke verschwunden war.

VII.

Widerwillig nur und anscheinend langsamer als sonst wich das noch immer stark bewegte Meer bei der Nachmittags eintretenden Ebbe vom Strande zurück. Es hinterließ ungeheure Mengen von Tang, und in denselben Muscheln und Seethiere aller Art, so daß die eleganten Kinder der Badegäste mit den ärmlichen Fischerbuben und Mädchen um die Wette zwischen den unabsehbar langen ungefügigen Blättern umhertrochen, um ihr harmloses Strandrecht auszuüben.

Eine Reihe von Zuschauern, unter ihnen die kleine Margret Nielsen, hatte sich auf der Brücke versammelt und beobachtete das lustige Treiben, dann und wann warf wol auch einer der Herren ein kleines Geldstück hinab und amüßte sich über die sofort eintretende Balgerei unter den Jungen, deren jeder die Münze zu suchen begann, vom anderen weggedrängt wurde, seinerseits wieder einen dritten forttrieb und das Geldstück dabei natürlich nur immer tiefer in Tang und Kies eintrat, bis endlich einer von ihnen den kostbaren Fund that und dafür aus Aerger und Uebermuth von den minder Glücklichen durchgeprügelt wurde.

Nach dem starken Regengusse, welchen Frau Beier Mittags dem Regierungsrathe prophezeit hatte, und der wirklich nicht verschlehte, Werderbrook's erregtes Blut bedeutend abzukühlen, da er es versäumte, sich rechtzeitig in den Strandpavillon zurückzuziehen, war der Wind umgesprungen und wehte jetzt mit sehr gemäßigter Heftigkeit von Süden, vom Festlande her.

Wer sich vor der Seerkrankheit sicher wußte und bei der Einfahrt in ein besonders imposantes Wellenthal nicht gleich an Todesgedanken laborirte, konnte sich jetzt schon ohne Gefahr in einem Rahne auf die See hinausbegeben. Erwartungsvoll standen die markigen Gestalten der Helgoländer in Gruppen am Strande, richteten an jeden einzelnen Kurgast die Frage: „Wünschen Sie ein Boot?“ und lächelten verächtlich, wenn hier und da gar zu deutlich Furcht und Entsetzen aus der ablehnenden Antwort herausklang.

Unter den wenigen engagirten Fischern befand sich Claus Neukens. Er hatte die Holzbänke seines Rahnes mit Antje Nielsen's Wachstuchkissen belegt und bemühte sich, mit Hilfe einiger Genossen, das Boot flott zu machen, was mehr Anstrengung als gewöhnlich kostete, da man es der hohen Fluth halber so hoch hatte den Strand hinaufdrücken müssen. Natürlich fielen bei den kraftvollen Stößen der Leute die Kissen sammt und sonders wieder herunter, aber es blieb dem Schiffer keine Zeit, sie aufs Neue in Ordnung zu bringen, denn als er wartend am hintersten Ende der Landungsbrücke anhielt, tanzte der Rahne so lebhaft vor der Treppe auf und nieder, daß der herkulische junge Mann Mühe genug hatte, sich und sein Fahrzeug an dem Hilfsstau festzuhalten.

Frau Beier hatte nicht vergessen, daß sie der kleinen Margret eine Ausfahrt auf stürmischem Meere versprochen, und war, nachdem ihr Claus Neukens die feierliche Versicherung gegeben, daß es heut Nachmittags „draußen“ zwar sehr bewegt, aber durchaus nicht gefährlich sein werde, kurz entschlossen zu der Großmutter gegangen, um die Kleine für ein paar Stunden auszubitten.

Die alte Frau, Antje Nielsen's Mutter, wie Frau Malwine auf den ersten Blick an der Ähnlichkeit zwischen den beiden finsternen Gesichtern erkannte, obwol sie aus irgend welchem Grunde erwartet hatte, Nielsen's Schwiegermutter zu finden, hatte das Kind sofort freigegeben, gewissermaßen als sei sie froh, es für den Nachmittag los zu sein, und die große Aermlichkeit der Wohnung, sowie die unfreundliche Art der Alten gegen die Kleine gaben Frau Beier's Theilnahme an dem armen verlassenen schönen Kinde eine erhöhte Wärme.

Während Margret auf ihre Beschützerin wartete, die im Strandpavillon mit ihrer Schwester, der Geheimrätthin Meinhardt und Herrn von Löben bei einer Tasse Kaffee angeregt plauderte, hielt sie die Aermchen auf das Brückengeländer, den von einem großen Helgoländer Nationalhut beschatteten Kopf in die Hände gestützt und amüßte sich in ihrer stillen Weise über das bunte Treiben zu ihren Füßen. Sie selbst, kränzlich und einsam, wie sie immer gewesen, hatte wol nie so lustig mitgekräht wie die kleinen Mädchen da vor ihr, von denen das jüngste vor Vergnügen über einen Jungen, der sich über und über mit Tang zu garniren begann, die dicken Patschchen unaufhörlich an einander schlug; — aber sie hatte auf ihre eigene Art eben auch ihren Spaß dabei, nahm in ihrem Herzen für und wider Partei und lachte über den Jubel unten so heiter vor sich hin, daß das melancholische Gesichtchen ganz verändert erschien. Frau Beier sah, als sie die Landungsbrücke entlang kam, diesen Ausdruck von kindlicher Fröhlichkeit zum ersten Male an der Kleinen und freute sich darüber.

„So gefällt Du mir, Margret,“ sagte sie, „ein Kind muß immer lustig sein.“

„Ja, wenn es kann,“ erwiderte die Kleine, die Rechte in Frau Malwinens ausgestreckte Hand legend und neben der jungen Frau hergehend, „aber man kann doch nicht immer.“

„Armes Kind, Dir ist diese Ueberzeugung schon sehr früh beigebracht worden,“ dachte Frau Beier in ihrem Herzen.

Unten auf der Brücke stand, ein Knie auf die Bank gestemmt und den Oberkörper über das Geländer gebeugt, der Regierungsrath und redete lebhaft auf den in seinem auf und nieder tanzenden Boote stehenden Claus Neukens ein.

„Es ist ja eine Tollkühnheit, heut auszufahren, gnädige Frau!“ rief er der Ankommenden erregt entgegen. „Noch dazu spricht Claus Neukens davon, draußen das Segel aufzuspannen!“

„Nun, das muß also ganz ungefährlich sein, sonst würde er es doch nicht thun wollen,“ meinte indeß Frau Beier nur.

„Aber Gnädigste, überlegen Sie es sich noch — die Verantwortung — das Kind —“ stammelte er aufgeregt.

„Das ist Helgoländer Blut, das ertrinkt nicht,“ rief Claus Neukens von unten herauf.

„Da hören Sie es,“ lachte die Dame und begann hinabzusteigen.

Der Regierungsrath folgte ihr außer sich. Mochte er früher mit ihr getändelt haben, jetzt war es ihm mit seiner Sorge um sie bitterer Ernst; er hätte Claus Neukens sammt seinem Rahne in den Grund bohren mögen! Und zu wissen, daß er sie nicht begleiten könne! denn er wäre bei diesen Wogen schon nach zwei Minuten seekrank geworden, und das war nach seiner Ansicht das Letzte, was ein Mann sich vor einer Dame, um deren Gunst er sich bewarb, bieten durfte. Leichenblaß folgte er ihr bis hinunter.

„Ich bitte Sie noch einmal, bleiben Sie hier!“ rief er mit gepreßter Stimme.

Sie schüttelte den Kopf.

Ohne ein ferneres Wort zu verlieren, hob er das Kind in das Boot und war sodann der jungen Frau beim Einsteigen behilflich. Als sie ihre Hand aus der seinen ziehen wollte, gab er dieselbe nur nach einem heftigen Drucke frei. Dunkel erröthend sah sie noch seinen zornig leidenschaftlichen Blick, dann riß die nächste Welle den Rahne schon weit von der Landungsbrücke fort. In unerklärlicher Verwirrung starrte Frau Beier erst einen Augenblick vor sich hin, dann nach der Stelle zurück, von wo sie abgefahren, oben stand wieder der Regierungsrath und zog eben das Fernglas aus dem Futteral, um die Richtung des Bootes möglichst weit verfolgen zu können.

Frau Malwine war mehr über ihre eigene Bestürzung als über die Freiheit erschreckt, welche Werderbrook sich genommen. Daß man dergleichen von ihm riskiren könne, hatte sie ja schon nach der ersten flüchtigen Begegnung mit ihm ihrer Schwester angedeutet. — Aber sie selbst! Glommt denn noch ein Funken unter der Asche? hatte nach den Erfahrungen ihres Lebens ihr Blut noch nicht verlernt, ungestüm nach dem Herzen zu stürzen und sich gleich darauf in verrätherischer Gluth über Wangen und Nacken zu ergießen?

Sie legte die Linke über die Augen, um sich zu sammeln, und versuchte als praktische Frau ein Mittel, welches sich ihr als probat schon oft in solchen Fällen erwiesen hatte, wo eine plötzliche Gemüthsbewegung ihr Inneres zu verwirren drohte: sie zählte langsam bis auf hundert.

Als sie damit fertig war, hatte sie sich selbst wiedergefunden. Thörin, die sie gewesen, auch nur einen Moment gefürchtet zu haben, daß der warme elektrische Funke, der ihren lebendigen Körper durchzuckt, auch ihr todt's Herz ins Leber zurückrufen konnte! Sie dachte an ihren verstorbenen Mann, und eine so gründliche Kur waren gewisse dieser Erinnerungen für alle Gefühlsaufwallungen, daß nach einer Weile die junge Frau, in jeder Beziehung beruhigt, sich dem Genuße ihrer Ausfahrt hingeben konnte.

Es war prachtkoll, so in ein tiefes Wellenthal hinabzuschieseln und gleich darauf schon wieder oben auf der Höhe einer Woge zu sein und rings um sich nur schäumendes brausendes Meer zu sehen und zu hören. Mit immer wieder erneutem Entzücken sah sie jedem heranwogenden Wasserberge entgegen, und Claus Neukens lachte das furchtlose Helgoländer Herz im Leibe über das muthige junge Weib. Klein Margret klammerte sich fest an den Rand des Bootes an, nicht aus Angst, denn sie war ein echtes Inselkind und wenn auch noch so zierlich doch aus ähnlichem Holze geschnitten wie ihr herkulischer Oheim dort am Steuer, sondern weil die heftigen Schwankungen des Rahnes sie fortwährend von ihrem Sitze herabzuwerfen drohten.

„Willst Du die Kissen nicht lieber unten ins Boot legen, und Dich dazu?“ rief Frau Beier laut, denn Wind und Meer verschlangen jeden leiseren Ton.

„D, da würde ich ja nichts sehen!“ schrie die Kleine förmlich entrüstet über solch eine Zumuthung zurück und schüttelte sich lachend, als eine starke Sprizwelle über Rahne und Passagiere hinfuhr.

„Wie steht's mit dem Segel, Claus Neukens?“

„Erst bei der Heimfahrt, gnädige Frau.“

Und als sie nun weit genug hinausgefahren waren, um endlich an die Umkehr denken zu müssen, und Claus Neukens das schwere Segel wirklich aufzog, so daß es ein paar Sekunden schien, als müßte das Boot unter dem plötz-

lichen Druck des Windes umschlagen, bis es auf einmal wie ein Pfeil durch die schaumgekrönten Wellen dahinschoß, wie schlug da das Herz rascher und blißte das Auge fieber! Es lohnte sich doch, zu leben, wenn auch das, was für die Anderen Triebfeder ihrer Handlungen und Endzweck ihres Daseins war, für sie nicht mehr existirte!

Frau Beier hatte Claus Neukens schon am Strande aufgetragen, den Rückweg um die Düne herum zu nehmen, wo der Sturm der letzten Nacht zwei Kutter, die im Hafen festgeankert gewesen und trotz alledem sammt ihren Anker herausgerissen worden waren, aufgeworfen und den einen von ihnen zerschellt hatte; der andere war bei der Hochfluth zu Mittag wieder flott geworden und hatte sich beeilt, einen so unsicheren Hafen zu verlassen. Während nun Claus Neukens' schmuckes Boot in gebührender Entfernung um die langgestreckte weiße Insel, wo mit unbefreiblicher Pracht die Wogen sich auf dem flachen Strande bäumten, kreuzte, hatte die junge Frau Müße, das geborstene Schiff zu betrachten.

Es lag, bei der Ebbe nach allen Richtungen wasserfrei, auf dem Sande und zwar auf der Seite, so daß die beiden Masten wie braune Gedankenstriche in der Luft schwebten. Man war eben dabei, die Ladung — Torf und Kohlen, wie es schien — auszuräumen. Zufällig streifte Frau Beier's Blick nach ihrem Fährmann hin, und zum ersten Male sah sie etwas von jener berühmten Raubgier, welche die Helgoländer einst zu den gefährlichsten Seeräubern der Nordsee gemacht, in des Schiffers blauen Augen aufblitzen.

Nur einen Moment, dann wich der wilde Ausdruck aus seinen Zügen, aber als die Dame hinüber rief: „Ha, Claus Neukens, wenn das alte Strandrecht noch bestände!“ da trat ihm das Blut jäh in sein Gesicht und er murmelte etwas, das zum Glück von den brandenden Wogen übertönt wurde und wovon Frau Beier nur soviel verstand, daß es für die englische Regierung nicht schmeichelhaft war.

Drüben auf der Insel waren in der Kirche des Oberlandes bis etwa vor zehn Jahren noch allsonntäglich in die Liturgie die Worte eingeschlossen gewesen: „Gott segne den Strand!“ Beide, der Schiffer wie die Dame, erinnerten sich jetzt zu gleicher Zeit dieses culturgeschichtlichen Curiosums, aber ihre Ansichten über dessen sittliche Berechtigung gingen gar weit auseinander.

Noch wenige Minuten, und das Boot glitt mit sinkendem Segel an die Landungsbrücke. Die Geheimrätthin und Fräulein Hagen warteten oben, letztere mit großen Thränen in den Augen.

„Malwa!“ rief sie, der Schwester entgegen eilend, und trotz einiger fremden Zuschauer fiel sie der Wittve um den Hals.

„Kleines Närrchen, es war gar keine Gefahr dabei,“ lachte Frau Beier, „aber weil ich wußte, daß es sich von der Brücke aus sehr ängstlich ansehen müßte, so hatte ich mir Deine Gegenwart bei der Abfahrt verbeten. Hat Dich der Herr Regierungsrath in Sorge gebracht?“

„Nein, den habe ich noch gar nicht gesehen; aber nicht wahr, Frau Geheimrätthin, wir lassen Malwa bei bewegter See nicht mehr fort?“ rief Erna, während sich die beiden Frauen herzlich die Hand schüttelten.

„Gott bewahre! . . . außer wenn wir sie selbst begleiten,“ meinte die alte Dame.

VIII.

Der Regierungsrath stand mit einigen Herren vor dem Conversationshause und unterhielt sich von der nächstens zu eröffnenden Lummengagd, als die kleine Margret, die vorhin noch bei ihrem Oheim im Boote zurückgeblieben war, vorüberschritt. Schwerlich würde er das Kind beachtet haben, wenn ihm nicht ein halb schüchtern, halb schelmischer Blick unter dem Helgoländer Hute hervor, ein Blick, der deutlich sagte: „Du siehst, ich bin nicht ertrunken,“ verrathen hätte, wer die Kleine sei und daß mit ihr auch zugleich Frau Beier wieder auf der Insel sein müsse. Das Gespräch kurz abbrechend, empfahl er sich von den Herren und begab sich an den Strand.

Schon am Musiktempelchen stieß er auf die drei Damen, Frau Beier von den Sprizwellen noch über und über naß, aber augenscheinlich nicht sehr besorgt, in trockene Kleider zu kommen, denn sie blieb wiederholt stehen, während sie ihren beiden Begleiterinnen von der Schönheit der Fahrt einen annähernden Begriff zu geben versuchte; aber natürlich predigte sie tauben Ohren, die Geheimrätthin blieb dabei, daß bei solchem Winde und solcher See nur Haifische sich wol fühlen könnten, und Fräulein Hagen behauptete, sie spüre deutlich, wie sie schon bei der bloßen Schilderung seekrank werde.

Dem ankommenden Werderbrook rief, noch bevor er Zeit gehabt hätte, sich nach dem Ausfall der kühnen Fahrt zu erkundigen, Frau Malwine entgegen:

„Ist es nicht Börne, Herr Regierungsrath, welcher eine muthige Frau so häßlich findet?“

„Ich glaube, ja, — er kannte Sie eben nicht,“ sagte Werderbrook mit einer Verbeugung.

„So ist's brav,“ lobte die Dame. „Schade, daß wir nicht noch mehr Zeugen um uns haben.“

Er wußte, daß sie mit dieser Bemerkung auf ihre Unter-



R. BALEYDAMOUR, N.Y.

Gute Nacht. Gemälde von Prof. Rud. Jordan.
Nach einer Photographie von Franz Koebe in Dresden.

haltung am Vormittage anspielte, wo sie ihm das Complimentemachen unter vier Augen so launig verwiesen, und indem er seinen Südwester abnahm, als sei es ihm trotz des Windes zu heiß, und über das graumelierte Haar strich, sagte er, neben ihr hererschreitend, denn die Geheimrätin drängte sie wegen der nassen Kleider zur Eile:

„Man darf aber doch seine Rückschlüsse machen, gnädige Frau? Wer sich nur vor Anderen schmeicheln läßt, mag nur unter vier Augen getadelt sein, nicht wahr?“

Sie sah ihn mißtrauisch an; er sprach lebhaft und konnte sich, da ihre Begleiterinnen, um nicht die ganze Breite des Trottoirs einzunehmen, hinter ihnen her gingen und mit einander redeten, ohne sich um das Gespräch der Vorschreitenden zu kümmern, leicht eine Fortsetzung der Freiheit erlauben, welche er sich vor ihrer Bootsfahrt mit dem Händedruck genommen.

„Wenn Sie speciell meine Wenigkeit meinen, so gestehe ich aufrichtig, daß ich mich überhaupt nicht gern tadeln lasse,“ rief sie schnell.

Diese naive Furcht vor ihm amüßte ihn über die Maßen.

„Seien Sie unbeforgt, gnädige Frau,“ entgegnete er; „ich hatte nur die Absicht gehabt, Ihnen zu sagen, wie ich Börne's Ausspruch für Sie abgeändert haben wollte,“ und da sie aus Trotz, dieser abscheulichen kleinen Erbsünde des weiblichen Geschlechtes, nicht fragen mochte, was er meine, so setzte er aus freien Stücken hinzu: „nämlich: Eine muthige Frau kann zwar sehr schön sein, ist aber glücklicherweise,“ er stand nicht an, das „glücklicherweise“ bedeutend zu betonen, „immer eine Ausnahme von der allgemeinen Regel.“

So glimpflich davon zu kommen hatte sie nicht erwartet, und in der Erinnerung daran, daß er vorhin sich wirklich um sie geängstigt, nahm sie ihm das Gesagte nicht übel, sondern meinte in ihrer alten ruhigen ehrlichen Weise: „Von Ihrem Standpunkte aus haben Sie mit Ihrem „glücklicherweise“ vollkommen Recht. Es ist immer süß, irgend etwas oder irgend Jemanden beschützen zu können, vollends einem Manne einer Frau gegenüber. Aber wenn eine solche so auf sich selbst gestellt ist, wie ich, da muß sie nothwendig auch ein wenig von der muthigen Energie annehmen, die sonst das Weib dem Manne gerne überläßt, weil sie weiß, daß er ihr damit zu Hilfe kommt, wo sie sie braucht. — Unweiblich werden Sie mich deswegen doch nicht nennen?“ schloß sie und sah so voll lieblicher Frauenwürde zu ihm auf, daß er nur erwiderte: „Nein.“ Mehr zu sprechen wagte er nicht, er hätte sonst gleich zu viel gesagt.

Jetzt waren sie an der großen Treppe angelangt, man verabschiedete sich von der Geheimrätin, welche die junge Frau noch einmal dringend beschwor, sich sofort umzukleiden und heißen Thee zu trinken, was dieselbe zu befolgen versprach, dann stiegen die Drei gemeinsam in das Oberland hinauf. In dieser Nacht träumte Frau Veier, daß das Boot mit ihr, Claus Neuckens und der kleinen Margret umgeschlagen sei und daß der Regierungsrath, auf dem Hauptmaste des gescheiterten Kutters sitzend, dieses Ereigniß mit seinem Fernglaße beobachtete und dabei über das wilde Wogengebrause herüber rief: „Ganz recht! ganz recht! Eine muthige Frau verdient nichts anderes,“ und sie vor seinen Augen ertrinken ließ.

Sie schrie auf, und Erna, welche vor allerlei wichtigen und lieblichen Gedanken jetzt manchmal stundenlang in den Nächten wach lag, fragte erschrocken: „Was ist Dir denn, Malwa?“

„Ach — der Regierungsrath — —“ murmelte die junge Frau schlaftrunken und war schon wieder eingeschlummert.

Fräulein Hagen lachte leise vor sich hin. „Jetzt träumt sie schon von ihm! O Malwa, wenn ich es erlebte, daß Du Dich noch einmal verliebest!“ —

Freundlich schien am nächsten Morgen die Sonne in das Zimmer der Schwestern, unten dehnte sich in majestätischer Ruhe das Meer, man hätte denken können, Regen und Sturm seien seit Wochen nicht über die Insel hingezogen. Es war Sonntag, und: „Sabbathstille auch über der See,“ sagte Frau Veier zu Erna, als sie, zum Kirchgange gerüstet, aus dem Hause traten und noch einen Moment auf dem Falm stehen blieben, um das erhabene Bild in sich aufzunehmen.

Währenddem stieg der Regierungsrath die große Treppe hinunter und traf dabei auf Herrn von Löben, welcher eben nach dem Oberlande heraufkam.

„Was führt Sie denn so hors de saison herauf, lieber Freund?“ fragte Werderbrook überrascht. „Ein richtiger Unterländer erklimmt die hundert neun und achtzig Stufen doch nur zum Sonnenuntergange.“

„Ich gehe in die Kirche,“ antwortete der Gutsbesitzer, doch als wäre er auf einem Unrecht ertappt, erröthete er dabei.

„In die Kirche? So so!“ lachte der Regierungsrath, dem man nicht leicht ein A für ein U machte. „Ist ein guter Redner hier?“

„Ein ausgezeichnete. Aber ich habe Eile, der Gottesdienst muß sofort beginnen. Guten Morgen.“

Er wollte weiter hinauf. „Nicht so hitzig, bester Löben. Ich verspüre plötzlich eine fromme Anwandlung, und wenn der Redner wirklich so vortrefflich ist, möchte ich ihn gern einmal hören. Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich Sie begleite?“ fragte der Regierungsrath, nahm gemüthlich Herrn von Löbens Arm unter den seinen und stieg wieder in das Oberland zurück.

Raum am Falm angelangt, erblickten sie in der schmalen Straße vor sich die Schwestern, beide mit Fächern und Gesangbuch. Werderbrook strich sich schmunzelnd den Schnurrbart und sah den sehr verlegenen Gutsbesitzer mit einem spöttischen Seitenblicke an, als er harmlos meinte: „Wie sich doch jede christliche Regung gleich belohnt! Sie dachten gewiß so wenig als ich, daß wir für unseren Kirchgang sofort durch ein so reizendes Bild, wenn auch vorläufig noch im Revers, belohnt werden würden. Gehen Sie nicht so, lieber Löben, es ist entschieden praktischer für uns, die Damen erst Platz nehmen zu lassen, ehe wir uns etabliren.“

„Ich gehe gewöhnlich aufs Chor,“ stotterte Herr von Löben.

„Gewöhnlich! Seit wann gehören Sie denn zu den Frommen im Lande? Aber Sie sind ein geistreicher Mensch und haben mit gewohntem Scharfsmut herausgefunden, daß man vom Chore aus am besten beobachten kann. Ich füge mich unbedingt Ihrer besseren Einsicht,“ lächelte der Regierungsrath mit einer diabolischen Behaglichkeit.

Er folgte seinem in der Kirche durchaus orientirten Begleiter und befand sich bald an einer geschnitzten Holzbank des Chores, die er wegen der noch stark riechenden Delfarbe vorsichtshalber erst ein paar Mal kräftig mit dem behandschuhten Finger überfuhr, ehe er sich darauf niederließ.

Neugierig spähte er dann in das Innere der Kirche hinab, und da er bei aller Frivolität und Blasirtheit des echten Lebemanns sich noch Geist genug bewahrt hatte, alles Sonderbare als solches herauszufinden und auf sich wirken zu lassen, so gestand er sich jetzt, daß wenn er sich nicht aus so durchaus weltlichen Gründen heut hier eingefunden hätte, er ein interessantes Detail der Insel kennen zu lernen verabsäumt haben würde.

Und stets liegt für einen Binnenländer ein indefinirbarer Zauber über einer echten Seemannskirche. Das Helgoländer Gotteshaus ist lehtere natürlich in ausgesprochenstem Maße, von dem inmitten der Wölbung herabhängenden musterhaft gebauten kleinen Dreimaster mit den geschwollenen Segeln, bis herab zu den schweren Holzbanken, deren jede die sonderbaren friesischen Vor- und noch eigenthümlicheren Zunamen ihrer Besitzer aufweist.

Wunderlich und einer andächtigen Stimmung entschieden förderlich ist das mystische, dunkelviolette Licht, welches Altar und Kanzel, sowie die erste Hälfte der Bänke umspielt, und das seinen Ursprung in den unmittelbar neben einander gestellten tiefblauen und rothen Scheiben findet, aus welchen die hohen Fenster um den Altar herum bestehen. Die Gesichter der Anwesenden erhalten durch diese Beleuchtung eine geisterhafte, obwohl nicht unschöne Farbe; — ja, der Regierungsrath fand, daß die „Wittve Malwa“ nie so interessant ausgesehen habe als jetzt, wo sie mit dem violetten Schimmer auf dem ernststen Gesicht in dem Gesangbuche las, ohne gleich ihrer Schwester in den Gesang der Gemeinde mit einzustimmen.

Sie hob ihre Augen erst, als der Prediger auf der Kanzel stand und schien der wirklich schönen Rede mit Hingebung zu folgen, wenigstens blickte sie weder nach rechts noch links, und gewahrte mithin auch nichts von der Anwesenheit ihres Verehrers. Fräulein Hagen hatte die beiden Herren sofort bemerkt, sich aber gehütet, Frau Malwinen etwas von deren Gegenwart zu sagen, . . . es war doch gar zu süß, so hinter dem Rücken der Schwester von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf Herrn von Löben werfen zu können und sich über dessen andächtige Aufmerksamkeit — auf sie, nicht den Pastor, zu freuen.

Nicht eher, als bis sie aus der Kirche heraustrat und auf dem Friedhofe mit dem Regierungsrath und Herrn von Löben zusammentraf, erfuhr Frau Veier die „fromme Anwandlung.“ Aber war sie zu klug oder zu zerstreut, um ihrer Verwunderung, Werderbrook gerade hier zu begegnen, durch mehr als einen kurzen flüchtigen Ausdruck zu geben, genug, sie fragte mit jener gleichgiltigen Freundlichkeit, welche keine Spur von Theilnahme in sich schließt (und die einen heißblütigen Menschen zur Verzweiflung bringen kann): „Sie sind auch evangelisch?“

„Und wie, gnädige Frau!“

Nun machte sie doch eine kleine Grimasse, und daraufhin fuhr er, jetzt aber etwas leiser, fort, damit das vorangehende junge Paar nichts davon hörte: „Fromm wie jener Dichter, welcher sang:

„Andre beten zur Madonna,
Andre auch zu Paul und Peter,
Ich jedoch, ich will nur beten,
Nur zu dir, du schöne Sonne.“

„Wie schade, daß ich nicht Erna bin,“ war ihre ganze Erwiederung.

„Wegen des zweiten Verses? Als ob nicht —“
„Nein, wegen der naiven Glaubensfähigkeit der achtzehn Jahre, Herr Regierungsrath,“ unterbrach sie trocken mit demselben Blicke, der ihn am ersten Morgen nach ihrer Ankunft auf die Vermuthung gebracht hatte, daß sie eine geschiedene Frau sei. Sie berief durch eine gleichgiltige Frage Erna an ihre Seite und behielt sie neben sich, bis man vor ihrer Wohnung ankam, worauf sie sich von den Herren mit einem freundlichen Gruße verabschiedete.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere heimischen Kunstgewerbe

entfalten sich in ihren Leistungen immer mehr und zwar in demselben Verhältnisse, wie Geschmack, Wohlstand und, damit verbunden, die Kaufkraft des Publicums sich heben. Daß Frankreich, speciell Paris, auf diesem Gebiete einen bedeutenden Vorsprung vor Deutschland gehabt, daß die Nachbarn uns in Bezug auf gewisse kostbarste, mit äußerstem Luxus und höchster Kunstübung hergestellte Stücke auch heute noch weit hinter sich zurücklassen, resultirt ebenfalls zumeist aus den besseren Bedingungen des dortigen Marktes, auf welchem die Käufer aller Nationalitäten mit ungezählten Millionen sich zusammenfinden und überbieten. Desto sicherer und erfolgreicher arbeitet das deutsche Kunsthandwerk für die breiteren Schichten des wohlhabenden und geschmackvollen gebildeten Bürgerstandes. Wie sehr auch hierbei die Gunst des Marktes zum Erfolge mitwirkt, darüber belehrt uns ein Vergleich zwischen München und Berlin. Noch vor wenigen Jahren mußte man sehr viele Stücke geschmack- und stilvollen Hausraths, Schmucks und selbst Stickerei von München beziehen; Alles wie Neues war dort besser zu haben. Das größere, vermögendere und kaufstühtigere Publicum der Reichshauptstadt hat das Verhältniß vollständig und zwar zu Gunsten Berlins verändert. Heute braucht man kostbare Barockrahmen nicht mehr von Radspieler aus München zu beziehen, denn man findet dieselben bei Köhlich ebenso schön; heute denkt man nicht mehr daran, seinen Renaisanceschmuck bei Heymann fertigen zu lassen, denn unser Schaper übertrifft jenen Bayern in jeder Beziehung. Wir haben da nachgeholt, was gar zu lange versäumt worden war.

Wenn nun unsere ersten und größten Arbeiter im Kunsthandwerk auch durch solche Motive angeporrt worden sind, so ist außerdem doch immerhin Förderung der Allgemeinheit nothwendig gewesen. Man mußte die im stillen arbeitenden Talente anspornen, gute Leistungen aus der Dunkelheit hervorziehen, Arbeiten, welche das mittellose Talent ohne Auftrag nicht zu unternehmen wagt, durch Ertheilung von Preisen möglich machen. Das hat das preussische Ministerium für Handel und Gewerbe richtig erkannt und jetzt wiederholt für die besten Lösungen bestimmter Aufgaben erhebliche Preise aus. Man darf sich nicht wundern, wenn derartige Concurrenzen meist nicht das Allerhöchste leisten, wenn große, berühmte Meister sich an ihnen nur selten betheiligen, wenn man in ihren Magazinen mitunter Werthvolleres findet als auf den Ausstellungen dieser Preisarbeiten im Architektenhause. Denn vorzugsweise sollen durch diese Wettbewerben unbekanntere Meister angeregt, deren Leistungen dem Urtheil Sachverständiger zugänglich gemacht und damit die Bahn ihnen eröffnet werden. Sehr oft schon haben wir aus derartigen Ausstellungen gute Entdeckungen mit nach Hause gebracht, Quellen gefunden, aus denen wir später gern tüchtige Arbeiten bezogen haben. Daß die Concurrenz an preussische Kunsthandwerker beschränkt wird, ist nur billig, da Preußen allein ja die Ehrenpreise aussetzt, um die Kunstindustrie des eigenen Landes zu fördern.

Im April waren wieder sechs interessante Aufgaben gestellt worden, deren glückliche Lösungen die Ausstattung unseres Hauses, und zwar des wohlhabenden bürgerlichen, angenehm zu bereichern vermögen. Ein Postament in Hermentform wird jedoch wolausgestattete Salon gern aufnehmen. Es gibt kaum ein geeigneteres Möbel, um Lücken auszufüllen, todte Momente zu überwinden, zugleich um hervorragenden Werken der Kunst oder des Kunsthandwerks, wie Büsten, Kunstbronzen, Ehrengeschenken zum Sockel zu dienen, endlich um Lampen oder andere Lichtträger willkürlich im Raume zu vertheilen, als solch ein freistehendes Postament. Meist hat man uns bisher nur nüchterne charakterlose Säulenschäfte oder trophäenartig gebündelte Waffendecorationen an Ständern für solche Zwecke geboten. Vielleicht mag der geniale, wenn auch leider dem Programm nicht entsprechende Entwurf zu den Humboldt-Denkmalern von Reinhold Vagas den Gedanken angeregt haben, die Hermentform für dieses Gebiet zu erobern. Von den Lösungen wenigstens lehnen die meisten sich an jene Schöpfung des berühmten Plastikers, besonders die eine, ein Postament von Nußbaum, reich mit Schnitzwerk behängt und auf seinen Flächen mit Initialen von Perlmutter und farbigen Holzarten geschmückt, die den Namen Winkel trägt. Gebunden haben weder dieser noch die andern Concurrenzen sich an das von Vagas gegebene Vorbild. Was uns bei den Lösungen aller Bewerber zumeist erfreut, das ist der immer mehr erwachende und immer selbständiger werdende Sinn für freie Gestaltung, das Erfindungsvermögen unter leichter Anlehnung an vorhandene Musterleistungen aus früherer Zeit. Da hat der Eine offenbar an jene wundervolle Standuhr auf der kronprinzlichen Silberhochzeits-Ausstellung in der Akademie gedacht, der den Nußbaumkörper seines Postaments mit Beschlägen aus Bronze reich ornamentirt und vereint mit geschmackvoller Holzmasik ein prunkvolles Stück



1.



2.

im Barock-Genre Louis XV. schafft (Abb. 1). Siebert und Nischenbad's Hermen wurden nach Verdienst prämiirt; auch Röber belebt einen Hermentbau von buntesten Holzarten mit Metallreliefs, Gestalten, Gruppen, Medaillons. Ebenso Spinn und Menke, obgleich längst bereits angesehen auf dem kunstgewerblichen Markte, gehen gern auf die Forderungen der Commission ein und stellen eine prächtige Herme, unten schlank, nach oben hin bis zur tragenden Platte anschwellend aus (Abb. 2). Nur Groschus variirt diese Form, componirt reicher, selbständiger, belebt sein Postament durch verschiedene der Architektur entlehnte Motive und Nischen, in denen hübsche Statuetten stehen.

An Fülle der Wirkung mag diese letztere Arbeit jene anderen übertreffen, nur hört dabei das Postament auf, sich dienend unterzuordnen, als Sockel sich bescheiden zurückzuhalten; nur ein hochbedeutendes Kunstwerk dürfte von solcher an seinem Fußgestell hervortretenden Nebenbuhlerhaft nicht geschädigt werden. Essentllich danken wir aber dieser Aufgabe die Einführung der schönen, edlen und ornamental gemein aufnahmefähigen Hermentform für solche Standfüßen im Salon.

Weniger glücklich ist die zweite Aufgabe gelöst worden. Einbände von Bibeln und Gesangbüchern in Leder können ja zu kunstschönen Hüllen eines der werthvollsten Besitzstücke des Bürgerhauses gebildet werden. Daß prunkender Sammet, stark mit Vergoldung belegt, verschwunden ist, danken wir wol nur der gestellten Aufgabe, die Leder ausbrüchlich verlangt. Eine gewisse würdige Einfachheit, wie sie dem Gegenstande ziemt, wird allgemein anzuerkennen und um so höher zu schätzen sein, als der Geschmack durch die modernen Prachtbände vom Ernstes vielfach abgewendet und in eine entgegengelegte Richtung gelenkt worden ist. Leider haben die berühmtesten Buchbinder in Leipzig und Berlin, welche dieses Kunstgewerbe neuerdings bei uns zu großer Blüthe gehoben haben, sich an der Preisbewerbung nicht betheiligigt. Die wulstige Deckeldecorations von Vollmann in Magdeburg, die Mosaik-Einlagen von rothem und gelbem Kalbleder auf schwarzem Grunde von Mai in Dülmen, entbehren vollständig des Ernstes und der Würde, welche die Behandlung des Gegenstandes gebieterisch verlangt. Am meisten sagen uns die Decken von Saffian mit Handvergoldung zu, welche Vogt ausstellt, die sich zwar nicht zu jener monumentalen Schönheit erheben, wie wir sie dem Bande einer Hausbibel wünschen, die in ihrer Einfachheit indessen alle Ansprüche des guten Geschmacks befriedigen. Auch Blankenburgs Bände von rohem genervtem Leder ohne jedes Gold befriedigen und ebenso die Beschläge und Schlösser in durchbrochener Arbeit, eine gute Gürtlerarbeit von Seeger. Ein aufs Ernste, selbst Derbe gerichteter Geschmack wird uns hier stets willkommen sein, als gedankenloses Ornamentieren unter Anwendung verschiedener Techniken, wie wir es vielfach bei diesen Einbanddecken finden. Eine ganz besondere Stellung nehmen die Arbeiten von Ludwig ein. Derselbe verwerthet sehr glücklich Vorbilder der Renaissance, gibt uns Einbände in schwarz mit Amaranthleder und sehr wenig Vergoldung, ruhig und einfach decorirt. Der Band ist nur so weit geschmückt, wie ein werthvolles Besitzstück der Familie es sein soll, das jeder Wandlung der Mode zu trotzen hat. Ganz besonders gut ist aber bei allen die Technik der Bindung. In dieser war unser Deutschland weit zurückgeblieben gegen Frankreich, England und Amerika, hat aber schnell das Verfallene nachgeholt.

Da unsere kurzen Bemerkungen sich eigentlich nur auf die Kunst im Hause und für das Haus beschränken sollen, so werden wir die Lösung der nächsten Preisaufgabe nur nebenher zu berühren haben. Taufbecken und Kanne für eine evangelische Kirche hat nur einen einzigen Bewerber gefunden in Kirino, der das Kirchengeschäft aus englischem Zinn mit gotischen Motiven in Reliefornament, Aetzung und Gravirung schmückt. Auch die Formen klingen leicht an das Gotische an, obgleich eigentlich die evangelische Kirche eher den Stil ihrer Zeit, der deutschen Renaissance, bedingen sollte. Im allgemeinen leisten wir Norddeutschen auf dem Gebiete der Zinngießerei weit weniger als die Münchner. Dort hat dieses Handwerk immer einen fruchtbareren Boden gefunden, allein die Herstellung von Bierkrugdecken gewährt ihm diesen. Lange Zeit auf das Gewöhnliche beschränkt, ist die allgemeine Entwicklung des deutschen Kunsthandwerks auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Man fertigt jetzt in München Humpen, Krebengeräthe und Schaugefäße aus Zinn von großer Schönheit, legt in den Körper des weichen Metalls Scheiben von Messing, Kupfer, selbst Stahl, gravirt Wappen, Embleme und andere Zier hinein, meist Nachbildungen alter Stücke. Es mag sich jetzt kein mit Luxusgefäßen garnirtes Büffet mehr ohne einige Krüge, Schüsseln, Humpen aus Zinn behelfen. Zwischen Kupfer und Messing, zwischen Majolika und Glas wirkt Zinn ungemein. Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, die Bildung eines stilvollen profanen Trinkgefäßes aus diesem Metall zur Aufgabe zu stellen.

Sehr glücklich ist aber der Gedanke, die Fertigung eines gewebten Zimmerteppichs zur Preisbewerbung auszuschreiben. Wir wissen wol, daß eine preussische Fabrik, Geyers u. Schmidt in Schmiedeberg, auf dem Gebiete der Teppichweberei in Deutschland das Höchste leistet, daß ihre „Smyrnaer“ zu den allerbesten Nachbildungen jener orientalischen Knüpfteppiche gehören. Aber wir wissen auch, daß Schmiedeberg in der preussischen Teppichweberei auf seiner Höhe ziemlich isolirt dasteht, daß Berlin außer den Knüpfteppichen aus Wurzeln größtentheils Fußbodendecken vom Jollaustande, aus Belgien, Holland, Desjereich bezieht und verbraucht. Hier handelt es sich darum, die heimische Industrie aufzumuntern. Die beiden ausgestellten Teppiche geben den erfreulichen Beweis, daß dieselbe sich seit der Berliner Gewerbeausstellung bedeutend gehoben hat. Das Programm verlangt ein gut stilisiertes Flachornament mit harmonischer Farbentwicklung ohne Zuhilfenahme gebrochener Löwe. Beide Einfelder haben dies richtig in „orientalisch“ überjert. Denn alle neuerdings beliebt und Mode gewordenen Teppichmuster der Renaissance kommen doch den Orientalen nicht gleich, und satte, lebhaftere Farben harmonisch zu stimmen, das verziehen in der Teppichweberei eigentlich nur die Orientalen und ihre Nachahmer. Der Perjer mit turker Schur, mit kleinerem, scharf umrandetem Ornamentenspiet hat neuerdings den Smyrnaer etwas verdrängt, wenn er auch nur für kleinere Dimensionen diesem unbedingt vorzuziehen ist. Neben einem solchen Perjer hängt an den Wänden des Ausstellungs-locals ein sogenannter Brüsseler. Auch diese Brüsseler sind ihrem Ursprung und ihrer Musterung nach Orientalen. Zur Zeit der Kreuzzüge von slavendischen Pilgern nach Jourmay gebracht, hat sich dort die orientalische Teppichweberei zuerst auf abendländischem Boden angesiedelt und bis heute entwickelt, ohne ihren orientalischen Traditionen untreu zu werden. Unter dem Namen „Brüsseler“ hat sich der Teppich von Jourmay dann über ganz Europa verbreitet. Das hier in Berlin gefertigte Exemplar entspricht in jeder Weise den Anforderungen des Programms wie des guten Geschmacks.

Endlich steht die Ausstattung eines Damenschreibtisches zur Preisbewerbung. Zwei Aussteller betheiligen sich an ihr. Suggenbichler folgt dem Zuge der Zeit, die sich der ins Barock übergehenden Spätrenaissance Louis XV. mit besonderer Vorliebe zuneigt. Da Bronze überall dort, nach dem Programm, zu vermeiden war, wo sie durch die Dinte verdorben werden kann, so bietet dieser üppige, prunkvolle Stil sich wie von selbst an, um hier Schalen, Muscheln und Dinte-

faß von Porzellan in ein reiches Blattwerk von Bronze zu montiren. Die Gesamtheit wirkt ebenso gefällig wie üppig; Leuchter, Zintengefäß, Federhalter, Schalen (Abb. 3-6) und alle Kleinigkeiten stimmen außerordentlich gut zusammen, sind aber auch nur auf einem eleganten Da-



menschreibtisch möglich. Weit mehr sagt uns für diese Stilform die Bronze zu, als die theuere bleichfarbige Vernickelung, die allerdings mehr in Mode sein mag und mit der das tiefe Kobaltblau des Porzellans nicht schlecht harmonirt. Leithold läßt uns die Wahl zwischen zwei Ausführungen desselben Entwurfes in rothem Kupfer und in Cuivre-poli, in welche Metalle er Behälter aus Rubinglas faßt. Die Composition der Entwürfe ist weniger schwunghaft und phantastisch als jene andere, auch würden die radialen Raspeigen-Motive aus Metall, die sich auf die Schalen legen, Dintenflecken ausgezeit sein und damit den Bedingungen des Programms nicht entsprechen.

Sind die Lösungen der verschiedenen Aufgaben auch nur zum Theil annehmbarer oder gar mustergerlitzige, so fördert die Gesamtheit der Preisbewerungen doch sicher das Kunsthandwerk in Kreisen, die solcher Aufmunterung dringend bedürfen.

Unsere Illustrationen.

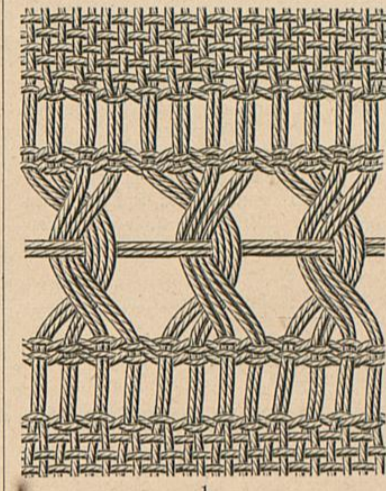
Unbelauscht. (Zu dem Bilde von F. Kraus.) Für ihr Leben gern hätte Nanni, das niedliche Kammerzöfchen, gewußt, was ihre junge Herrschaft so viel und eifrig zu schreiben habe! Kaum verheiratet, hübsch, reich und Frau eines bildschönen Mannes — und dabei stundenlang am Schreibtisch und tagtäglich abgehende Correspondenz; dahinter mußte etwas stecken! Und was das war — wie gelangt Nanni hätte es zu gern gewußt! Da trifft es sich denn wirklich gar hübsch, daß sie die gnädige Frau mitten im Schreiben abrufen muß, weil die Frau Präsidentin (eine sehr energische Dame und in Vereins-Angelegenheiten schon früh am Tage thätig) im Salon erschienen ist und eine Unterredung mit der jungen Frau Näthin wünscht. Die Nebenbuhlerin, durch den frühen Besuch Geheime flieht hinaus; Briefmappe und Papier bleiben offen auf dem zierlichen Schreibtisch liegen — eine vortheilhafte Gelegenheit für das Zöfchen, ihre brennende Neugier endlich einmal „unbelauscht“ zu befriedigen! Mit einem Rächeln inniger Befriedigung überfliegt sie das beschriebene Blatt. „Also das war's! — Nun sehe mal einer an! — Wahrhaftig, allerliebt! — Ja ja, es ist nicht alles Gold, was gliebt! — Und mein Ferdinand mag sagen, was er will, so —“ Da, horch! ein scharfer Klingelzug aus dem Salon! Die Letztäre ist zu Ende. Schade! — Aber die Hauptsache weiß sie doch jetzt und so hat sich immerhin gelohnt. — Und es kommt wol einmal wieder so!

Gute Nacht. (Zu dem Bilde von Rud. Jordan.) Wer kennt nicht den „Heirathsantrag auf Helgoland“, jenes köstlich humoristische Gemälde Jordan's, das in den Dreißiger und Bierziger Jahren in zahllosen Nachbildungen die Zimmer unserer Eltern schmückte; wer nicht jene anderen gleich vorzüglichen Bilder desselben Meisters, das köstliche „Lootsen-Cramen“, die „Vergessenen Fischerstiefeln“, das „Erste Lüge“ oder jene ergreifenden Darstellungen aus dem gefährvollen Seemannsleben: „Betende Weiber in Sturmesnoth“, „Begräbnis eines alten Schiffers“, „Die Lootsensturmglocke“, die „Schiffbrüchigen in der Strandkneipe“! Der Schöpfer aller dieser Meisterstücke, Robert Jordan in Düsseldorf (geb. 4. Mai 1810) schafft und wirkt, obgleich hochbejahrt, noch immer mit fast jugendlicher Frische und trifft auch in dem vorliegenden Bilde wieder einmal unmittelbar unser Herz. Diese allerliebste, glückseligende junge holländische Frau an der Wiege ihres Jüngsten, dem sie die Puppe weggenommen, weil er nun endlich absolut die lieben Guckäuglein zumachen und schlafen soll; dieser prächtige „Alteste“ im Hemden, der dem Bräutigam

gar zu gern noch einmal — wer weiß, zum wievielten Male! — gute Nacht wünschen möchte, aber von der herzigen alten Großmutter (die auch von dem kleinsten Entlein die zärtlichen Augen kaum abwenden kann) gefänglich abgeführt wird, um auch seinerseits zur Ruhe zu gehen. Alles das ist köstlich und ganz in Jordan's bester und schönster Art! So wahr ist es doch, daß über den echten Künstler das Alter keine Macht hat! 3.

Notizen zu Handarbeiten.

In dem täglichen, durch Regelmäßigkeit und Gewohnheit geordneten Einerelei des Hausstandes wird die Sorge um passende Handarbeiten für geübte und ungeübte Hände sich kaum geltend machen. Zur Zeit der Sommerferien aber, zur Reise, bei längerem Aufenthalt auf dem Lande u. s. w. ist man gern geneigt, von dem Alltäglichen abzuweichen und hübsche, unterhaltende Arbeiten gegen die viel geübten, oft ermüdenden einzutauschen. Zu jenen gehören alle die Stickerien auf Canevas und canevasähnlichen Leinengewebe, mit denen die Neuzeit uns so überreich bedacht, daß es wol der Mühe werth ist, diesen Stoffen direct einige Worte zu widmen. Die technische Bezeichnung „Canevas“, d. h. das netzartige durchsichtige Gewebe von Kette und Schuß, haftet ihnen allen an, wenn sie auch im



Charaktere durchaus verschieden sind. Nächst den älteren Sorten in Baumwolle und Leinen, wie Panama-Canevas, Mülkergaze, Congrepleinen, Röper- und Rubberstoff, die immer noch im Handel verwerthet werden, sind es die Gewebe jüngeren Datums, die sich großer Beliebtheit erfreuen. Dahin gehören das Leffingeleinen (für Solbein-Technik und Kreuzstich-Deffins besonders geeignet), dann die Canevasgewebe aus stärkerem und feinerem dreifachen Garn, wie cablé, cablé fort, cablé rayé (siehe Abb. 1), ein Canevas aus dreifachem

Faden, der theils glatte Streifen, theils durchbrochene Deffinstreifen aufweist, cablé victoria (siehe Abb. 2) und Canevas antique (siehe Abb. 3); letzterer ist ein gleichmäßig starkes Gewebe aus appetirtem gerundeten Leinenfäden.

Sämmtliche Sorten variiren in den verschiedensten Stärken und können somit zu den mannigfaltigsten Zwecken verwendet werden. Decken, Kissen, Schoner, Taschen sind Gegenstände dafür und je nach der Farbwahl des Canevas, der in Hell- und Dunkelgrau, Braun, Lederfarbe, crème und Weiß existirt, läßt sich mit Wolle, Seide oder buntem Garn darauf arbeiten. Besonders gern wählt man Deffins im Renaissancestil, für deren Herstellung es die verschiedensten Ausführungen bezüglich der Stichtarten gibt.



Lederarbeiten, d. h. Stickerien auf Leder oder Applicationen aus

Leder gehören auch zu den beliebten Arbeiten der Neuzeit. Japanische, gepresste Ledertapete, aus welcher die erhabenen Figuren ausgeschnitten werden, oder Deffinsfiguren, aus Goldfädelleder geschnitten und anderem entsprechenden Grundstoff applicirt, werden hierzu verwendet. Letzteres mit dunkelrothem Tuch oder mit mattblauem Flüs zusammenge stellt, ist von eigenartiger Wirkung. Für kleine, wenig erfahrene Hände seien durchstichene Lederfönd empfohlen, auf denen sich hübsche Seidenstickereien ausführen lassen.

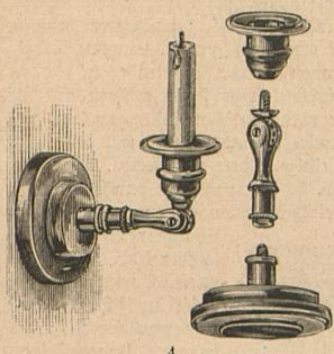
Nachdem man es müde geworden, der grellgelben Harde- oder Adaspitze ein Kleidchen aus mattfarbigen Seiden- und Wollenfäden anzuziehen und sie so zu Schöneren, Lambrequins u. s. w. stilgerecht herzurichten, wählt man neuerdings wollene Guipürespitze und Zwischenfäße von dunkler neutraler Farbe und übersticht die Deffinsfiguren mit bunter Seide oder Wolle. Spitze und Zwischenfäße zusammengeknäht, geben einen Schoner, welcher für Sophas mit oberem geradem Abschluß bestimmt ist. Auch Decke: lassen sich aus solchen überstichtten Zwischenfäßen herstellen, deren Abschluß dann eine entsprechende Spitze oder eine macramé-Franze bildet.

Seitdem die härteren Stoffe verbiente Würdigung erfahren haben, ist auch die wollene Tresse nochmals auf dem Hochsommer-Repertoire erschienen; denn da sie im Genre wie im Stoff gleichen Ursprunges ist, wie der Alpaca, Mohair, die Valencia- und Orleansgewebe (letztere beiden ein Gemisch aus Wolle und Seide), so steht sie zu diesen in vollem Einklang und bewirkt vorzügliche Effecte. Besonders gediegen und schön erscheinen die schmalen und breiteren geflochlenen Tressen (tresses nattées), die uni, durchbrochen und mit Metallfäden durchwebt im Handel sind. Auch Tressen mit durchbrochenen Streifen aus Gold- und Silberfäden sind von der Mode für den Auswurf hoher Eleganz acceptirt. Vorzugsweise werden diese Garniturartikel zu Strand- und Reisescothimen verwendet.

Das Fichu ist momentan für die Mode ein Thema mit endlosen Variationen. In seiner Function als „Umhang“ (denn es hat thaz-

jächlich die Pelzerinnen und Mantellets in den Hintergrund gedrängt) wird es durch den Umstand unterstützt, daß es aus Grenadine, Seide, voile, aus dem Stoff des Kleides, wie auch aus den zartesten Geweben: Gaze, und Tüllarten gefertigt werden und somit je nach Bedarf das einfachere, wie das elegantere Genre zum Ausdruck bringen kann. Häufig werden die Taillen der Roben sichartig drapirt, so daß der vordere Schluß der Taille bedeckt ist, da man für die Ausstattung mit Knöpfen wenig inclinirt. Sichtbar dürfen sie auf keinen Fall sein.

Der kleine pneumatische Apparat, Abb. 4, ist ein für die Reise sowohl wie für häusliche Verwendung höchst praktischer Gegenstand, der sich in Folge seiner vielseitigen Nützlichkeit bald großer Gunst erfreuen dürfte.



In sich zerlegbar und mittelst Charnier biegsam, kann der Apparat als Leuchter für den Tisch (senkrecht), als Spiegelleuchter (wagrecht) und endlich in gleicher Richtung als Armstange mit Knopf zum Aufhängen von Garderobegegenständen benutzt werden. Der einfache Mechanismus des Apparates ermöglicht es, ihn an der Wand, an glatten Holzflächen, auf dem Tisch zu placiren, doch verdient er besonders Erwähnung als Spiegelleuchter, da er auch an dem Glase haftet und somit an jedem Spiegel beliebig hoch oder tief angebracht und nach Vollendung der Toilette sofort losgeschraubt werden kann. Der in 3 Theile zerlegbare Apparat findet in einer etwa 7 Cent. hohen Pappschachtel von 6 Cent. Durchmesser Platz, ist also ohne Raum- und Aufwand unterzubringen. (Bezugsquelle: G. Lohje, Berlin, Lägerstraße 46.)

Feine Küche.

Suppe à la bella Donna. Von 3 bis 4 Kilo Kalbfleisch, 1 Kilo magerem Hammelfleisch, 1 Suppenhuhn oder 2 bis 3 alten Tauben, Kräutern, 2 bis 3 Chalotten, Wurzelwerk kocht man 3 bis 4 Liter helle schmackhafte Brühe, nimmt das Kalbfleisch heraus, sobald es weich ist und für den Familientisch noch brauchbar. 12 hartgekochte Eidotter und 20 abgezogene lichte Mandeln hackt man fein, gibt beides, sobald das Kalbfleisch weich ist, in den Suppentopf und läßt die Brühe noch eine gute Stunde kochen. 500 Gramm Spargel schält man gut, schneidet ihn in Stücke von 1 bis 2 Cent. Länge und kocht ihn in 1/2 Liter Wasser, dem man erst zuletzt Salz zusetzt, weich. 2 Stück Kalbsmilch blanchirt und enthäutet man, schneidet sie nebst den Geflügellebern in Würfel und dämpft sie in Butter und etwas Fleischbrühe gar. Nachdem Geflügel und Hammelfleisch gar ist, nimmt man beides aus der Brühe, treibt diese durch ein sehr reines Haarsieb, gibt sie nebst den Spargeln und ihrer Brühe in eine Casserole schmeckt nach dem Salze, gibt, wünscht man die Suppe dicker, etwas helle Mehlschwitze hinzu, bringt sie wieder zum Kochen, fügt 12 Eßlöffel voll süßen Rahm hinzu und richtet sie über der Kalbsmilch und 1/2 Liter Garnelenschwänzchen an.

Heringe aux fines herbes. Recht schöne neue Heringe werden gewaschen, einige Stunden in Wasser gelegt, dann enthäutet man sie, entfernt die Gräten, halbirt die Heringe und legt sie noch einige Stunden in Milch — es kann Wagemilch sein. Nachdem man die Heringe in Wasser abspült und abtropfnet, legt man sie in eine tiefe Schüssel und gibt folgende Sauce darüber: mit einigen Chalotten hackt man die Heringsmilch recht fein, verrührt dies mit 1/2 bis 1/4 Liter Weineisig, treibt es durch ein Sieb und gibt es auf die Heringe. 2 bis 3 Tage läßt man sie so liegen, dann werden sie in schräge Stücke geschnitten, auf eine Hors d'oeuvres Schüssel gelegt; etwas von der Sauce mischt man mit feingehackten, in etwas Butter geschwitzten Kräutern, etwas bickem sauren Rahm, Proencercil, gießt dies auf die Heringe und verzert die Schüssel hübsch mit hartgekochten Eibierteln, Citronspaltchen, Bistres u. s. w.

Nimmt man ältere Heringe, so läßt man sie 1 Tag im Wasser, 2 Tage in der Milch liegen und verfährt sonst wie beschrieben.

Kalbshirn in Muscheln. 4 bis 5 Stücke Kalbshirn werden gut gewässert, enthäutet, mit gelaszemem kochendem Wasser blanchirt, dann in Weißwein, dem man ein Stückchen Butter, etwas Pfeffer, ein Kräuterbündelchen, Citronenschale, etwas Citronensaft, Salz zusetzte, gar gekocht. Etwas frische Champignons, Petersilie, 1 Chalotte hackt man ganz fein, schneidet das Gehackte in frischer Butter, doch ohne daß es Farbe annimmt, fügt die Hälfte der Brühe, worin die Hirne kochten, 1/2 Liter weiße Coulis hinzu, kocht dies die Hälfte ein, scharft die Sauce noch mit dem Saft einer halben Citrone und fügt etwas Sardellen oder Krebsbutter hinzu. In jede Muschel gibt man, nachdem man sie buttert, 1 Theelöffel voll von dieser Sauce, jedes Stück Hirn zertheilt man in 4 Theile, legt einen Theil davon in jede Muschel, bestreicht es mit Sauce, überstreut es leicht mit geriebenem hellen Roggenbrot oder Paniermehl, träufelt etwas Butter darüber, stellt die Muscheln 1/4 Stunde lang in den nicht zu heißen Ofen und servirt sie dann sofort.

Gespickte Ochsenzunge. Eine große frische Ochsenzunge, welche 25 bis 30 Minuten in kaltes Wasser gelegt wurde, übergießt man dann mit siedendem Wasser, läßt sie 1 bis 2 Minuten darin liegen, bringt sie dann in eine Casserole, übergießt sie mit kochendem Wasser, setzt sie zum Feuer, fügt nach dem Abschäumen Salz, einige Pfefferkörner, 1 Möhre, 1 Zwiebel, 1 Lorbeerblatt hinzu und läßt die Zunge langsam 3 Stunden kochen. Nun zieht man die Haut ab, spickt die obere Seite der Zunge recht zierlich mit Speck und Trüffelstreifen — 3 Speck, ein Trüffelstift, — legt sie in eine Casserole, bedeckt sie mit einem Theile der durchgeseihten Zungenbrühe, fügt etwas Citronenschale, 1 Prise Pfeffer und 12 bis 15 in Butter geschmorten Chalotten oder ganz kleine Zwiebeln hinzu und dämpft die Zunge noch 1/2 bis 1 Stunde. Beim Anrichten wird die Zunge mit Glace bestrichen, die Chalotten legt man um die Zunge, kocht die Sauce mit 1/2 Liter Chery und etwas brauner Mehlschwitze durch, schmeckt nach dem Salze, scharft sie mit dem Saft von 1/2 Citrone und servirt die Sauce nebenher. Gebadene Kartoffelstücke oder Gnocci gibt man zu der Zunge.

Kartoffeln à la Lyonnaise. 4 Liter feine Kartoffeln von gleicher Größe werden geschält, in Salzwasser, nicht zu weich gekocht, abgeseiht, in nicht ganz dünne Scheiben geschnitten. Schon vorher bereite man folgende Sauce: Die dünnen Scheiben von 6 geschälten Chalotten schneid man mit 3 bis 4 Theelöffeln voll Mehl in 125 Gramm Butter goldgelb, fügt etwas weißen Pfeffer, Salz, 1/2 Liter Fleischbrühe (diese knapp) und 3 Eßlöffel voll Citronensaft hinzu, kocht die Sauce gut ein und seigt sie kochend über die Kartoffeln.

Schinken-Pavese. Hierzu benützt man ein langes Milchbrot, welches vor 6 bis 7 Tagen gebaden wurde von diesem reibt man die Rinde ab und schneidet es in schräge dünne Scheiben, dann ordnet man diese so, daß immer zwei genau aufeinander passende Scheiben aufeinander liegen. Genau wie die Brotschnitte große dünne Scheiben Schinken legt man schon einige Stunden früher, noch besser Abends vorher, in Milch. Die Semmelstücke legt man 5 bis 6 Minuten in eine Mischung von Milch mit einigen Eiern, darauf zum Abtropfen auf ein Sieb, rangirt die eine Hälfte der Brotschnitte auf ein gut gebuttertes Backblech, legt auf jede eine abgetrocknete Schinkenschnitte und die genau passende Semmelstücke darüber. Diden sauren Rahm verquirlt man mit 2 Eiern weißem Pfeffer, Salz, etwas Muscatnuß, einigen Eiern und gebadeter Petersilie, bestreicht damit die Pavese, bestreut sie mit Paniermehl, beträufelt sie mit Butter und bädt sie im heißen Ofen goldbraun, worauf man sie auf erwärmter Schüssel pyramidal und mit krauter Petersilie verzert anrichtet.

Farce zu den Boullarden. 3 Stück schöne große Kalbsmilch werden gewaschen, blanchirt und mit den Magen und Herzen der Boullarden, sowie einer kleinen Oberfläse voll gepulverten Champignons in Butter und etwas Fleischbrühe, der man etwas Salz und Citronenschale zusetzte, weich gedämpft, dann, nachdem sie abkühlen, wird dies alles nebst den Boullardenlebern fein gehackt. 150 Gramm frische Butter rührt man zu Schaum, fügt 4 Eier und 75 Gramm gewichte, wieder ausgebrühte Semmelkrume dazu, rührt dies 6 bis 7 Minuten, vermischt dann mit dem Gehackten etwas Muscatnuß, etwas abgeriebene Citronenschale, 1/2 Prise weißen Pfeffer und das nöthige Salz.

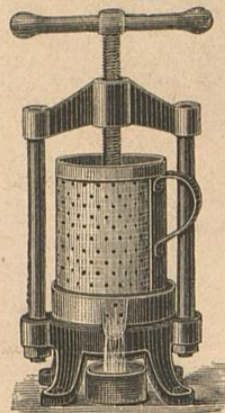
Kirschen in Chemisetten. Recht schöne anseherliche große Kirschen wählt man hierzu, kirscht den Stiel etwas, schlägt das Weisse einiger Eier recht feig, taucht die Kirschen hinein, dann taucht man sie in gekochtem Zucker — auch ein Stückchen Vanille kann man mit demselben stoßen — bläst

leicht darüber hinweg, damit nicht zu viel Zucker haften bleibt, legt die Kirschen vorsichtig auf eine starke Schüssel oder auf ein flaches Sieb, läßt sie im mäßig heißen Ofen backen und richtet das Comot warm an.

Frühlings-Gelée. Man bereitet nach folgender Vorschrift ein recht klares Gelée von Rheinwein und gießt damit eine runde Kugelform aus, die man schon längere Zeit vorher auf Eis stellte und hängt eine kleinere mit feinem Del von außen bestrichene Form (Macedoine) hinein, in die man Eis legt und zudert recht schöne Erdbeeren tüchtig — auch etwas Vanille kann man mit dem Zucker stoßen; ist das Gelée ganz erstarrt, so hebt man die kleinere Form heraus, legt die Erdbeeren in den im Gelée entstandenen Raum, gießt von dem flüssigen Gelée darüber und gräbt die Form in Eis. Den Rest Gelée färbt man mit etwas Cochineelinctur, läßt ihn erstarrten, hadt ihn fein und legt beim Anrichten davon einen Kranz um das gestürzte Frühlingsgelée. Mandelconfect, Kaiser und dergl. gibt man zu dem Gelée.

Wirtschaftsplaudereien.

Neue Obst- und Kettpresse für den Haushalt. Zu den Bedürfnissen des Haushaltes zählt sicherlich auch eine gute brauchbare Presse, mittelst deren die Hausfrau ebenso im Stande ist, Fruchtsaft zu bereiten, wie Grieben auszupressen oder Fleischextract herzustellen. Die bisher in den Küchen üblichen amerikanischen Fruchtpressen sind zu klein und im Allgemeinen auch zu leicht gearbeitet, um ihrem Zweck zu entsprechen. Die hier beschriebene Presse ist von solider und zweckmäßiger Construction, bequem zu handhaben und entspricht auch in der Größe den Anforderungen des Haushaltes. Sie besteht aus einem eisernen Gestell, dessen durchlöcherter Einfaßtopf aus verzinnemten starken Eisenblech hergestellt ist, ebenso der Unterfaß zum Topfe, der mit einem Ausguss versehen, den ausgepressten Saft aufnimmt und abfließen läßt. Beim Pressen von Früchten thut man dieselben in einen der Größe des Preßtopfes entsprechenden Beutel, der aus festem aber nicht zu dichtem Stoff gefertigt sein muß; man zieht dann die Schraube so fest als möglich an und schraubt von Minute zu Minute so lange nach, bis keinerlei Flüssigkeit mehr ausläuft. Fettgrieben preßt man direct im Topfe, also ohne Beutel. Fleischextract wird dergestalt bereitet, daß man das Fleisch in Würfel schneidet und unter Zusatz von einer Tasse kalten Wassers pro Kilo Fleisch in einem gut schließenden Topf dämpft. Wenn das Fleisch gar ist, wird dasselbe ausgepreßt. — Die neue



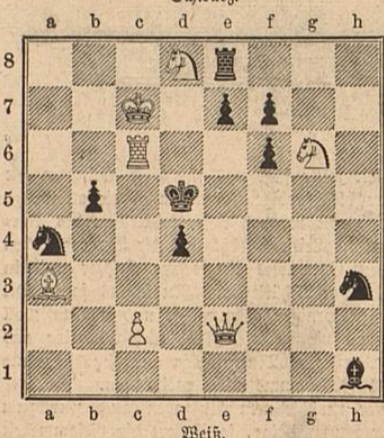
Presse wird in 2 Größen gefertigt; die kleinere hat einen Inhalt von circa 1/4 Liter und kostet 12 Mark, die größere und besonders empfehlenswerthe Presse enthält circa 2 Liter und kostet 16 Mark. Vorrätig sind diese Pressen im Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin S.W., Leipzigerstraße 88.

Schach.

Aufgabe Nr. 132.

Von M. G. Knott.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 31.

Man soll aus 24 Streichhölzern 9 gleich große aneinander anschließende Vierecke bilden und alsdann 8 Streichhölzer so entfernen, daß nur zwei Vierecke übrig bleiben.

Auflösung des Diamant-Räthsel Seite 208.

B.
D
Leo
Tasso
SM MänSter WM
AoiV Krähe Saue
Blncas Inn Melnh
Heenhlal g CehleioK
Lalxeielue Nhslehsrof
A. DerGangnachdemEisenhammer C.
afinbatdce ynissabiez
eedlnia r anituent
neusnn Ost aeeste
rmeee HoFer nieh
ee Mailand nn
Taube
Eck
h
D.

Rebus.



Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 208.

Frühstüd.

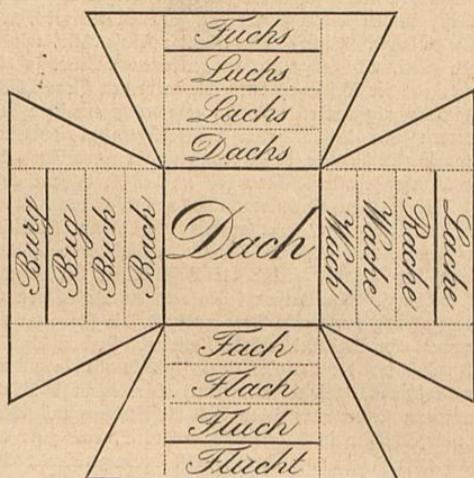
Auflösung des Nebus Seite 208.

Resultatlose Recherchen.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 1 Seite 208.

Weiß. Schwarz.
1. d 2 — e 3 Dg 1 — d 4 †
2. b 1 — c 3 Dd 4 — b 2 † (A)
3. a 1 — c 3 † D e 1 — b 4 †
4. a 5 — c 3 † gewinnt.
A. D e 1 — b 4 †
e 5 — b 4
3. a 1 — b 2 gewinnt.

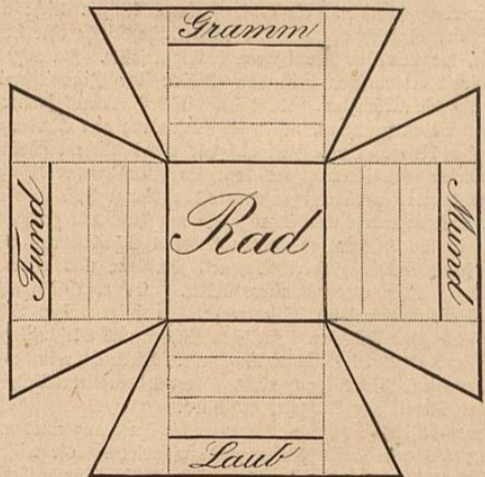
Metamorphosen.



In dem obigen Muster bildet das mittlere Wort das Kernwort der ganzen Gruppe. Dieses wird stufenweise nach den Enden der Flügel hin verwandelt, und zwar so, daß jedes folgende Wort sich von dem vorhergehenden nur bezüglich eines einzigen Buchstaben unterscheidet. Die Verwandlung kann auf eine dreifache Weise geschehen: 1) durch Fortlassen eines Buchstaben, 2) durch Hinzufügen eines Buchstaben, 3) dadurch, daß man statt eines Buchstaben einen anderen setzt. Jeder Umlaut (ä, ö, ü) gilt als ein Buchstabe, ebenso h und ch; aber st, sp, ct, ts, au, ei, u. s. w. werden als zwei Buchstaben gerechnet.

Zulässig sind nur Hauptwörter, Eigenschaftswörter, Zeitwörter und Zahlwörter, und zwar nur in der Grundform. Umstellen der Buchstaben ist nicht gestattet.

Man versuche nach dem obigen Muster die leeren Felder der folgenden Schemata auszufüllen.



Verschiedenes. Abonnent J. Wir bedauern, Ihnen den Autor des auch uns bekannten Gedichtes nicht angeben zu können. — W. in P. Die Adresse von Frau Eva Hartner findet sich in keinem Literatur-Kalender resp. Schriftsteller-Verzeichniß. — Dr. N. F. in Gr. Wir empfehlen Ihnen die bei Diederich in Tübingen erschienenen „Mexikanischen Novellen“ von H. Keller Jordan (einer hochbegabten Tochter des berühmten Rechtslehrers Selbster Jordan); ingleichen die Erzählung derselben Verfasserin, „Roberich Wallner“ (Tübingen, Osiander), die in vorstehender Weise in die vorläufige Zeit Mexikos einführt und den Leser bestens unterhält. — Erna v. A. auf Gr.-W. Die „Bibliothek für Ost und West“ (Berlin u. Wien, S. Engel) soll den geistigen Verkehr zwischen dem Osten und dem Westen Europas vermitteln und bringt Publikationen jeder Art. Bis jetzt erschienen Bd. I, W. Chiavacci's „Aus dem Kleinleben der Großstadt“, Wiener Genrebilder, und Bd. II, Jul. v. d. Traun's „Novellenkranz“, beide Bücher recht lehrreich. — Helene F., Dubavest. Die gewünschte Auskunft können wir Ihnen erst später geben, da E. M. sich auf Reisen befindet. — N. F. Wir beklagen Ihre Selbsttäuschung; emsige Arbeit allein schafft kein Kunstwerk. — Baroness Anita. Frau Elise Polso ist am 31. Januar 1832 in Leipzig geboren; Eugenie John (E. Marlit) am 5. December 1825 zu Arentsdorf. Frau v. N. auf B. (Weddenburg.) Ihr Landsmann Georg Baron v. Dergun, zur Zeit kaiserl. Consul in Marseille, veröffentlichte soeben einen Band literarischer Dichtungen unter dem Titel: „Wieder und Leute“ (Wismar, Hinrich's Buchhandlung), ein Buch trefflichen Inhalts! Interessant wird es Ihnen sein, zu erfahren, daß derselbe der Verfasser des kleinen vielbeiprochenen Büchleins: „Adam contra Eva“ (1878 anonym erschienen) ist. — Cleanor v. d. C., Breslau. Ihnen dürfen wir aus Ueberzeugung das ganz hervorragende und aus der Sehnsucht unserer Zeit erwachene Buch von Otto v. Leizner „Andachtsbuch eines Weltmannes. Zwei Bücher Betrachtungen“ (Berlin, Fern. Volkshaus) empfehlen.